LÖHER

ABRECHNUNG MIT FRANKREICH

1870

Abrechnung

mit

Frankreich.

Von

Franz von Löher.

Inhalt:

Separatabdruck aus den „Ergänzungsblättern zur Kenntniß der Gegenwart“.
Preis 3 Sgr.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1870.

Einleitung.

In diesen hohen Tagen denkt Jeder an die welthistorischen Geschicke unsrer Nation. Es sind Wochen voll Festtage, voll blutigen Glanzes und Heldengröße, wie sie jemals auf der Erde erschienen. Es ist, als wallten fort und fort über die Länder daher die ernsten Feierklänge einer gewaltigen Riesenorgel.

Wie eine unabsehbare Hochebene erhebt sich Deutschland aus Meer und Nebeln, weithin wird es klar auf ihren Höhen und Fluren, und ringsum fällt und rieselt ab, was der geeinigten Nation Emporsteigen hindern und hemmen will.

Das deutsche Nationalgefühl hat sich plötzlich offenbart mit der geheimnißvollen Gewalt einer unwiderstehlichen Naturkraft. Jubelnd schließen sich die deutschen Völker zusammen, in vierzehn Tagen stehen zwölfmalhunderttausend Mann in Wehr und Waffen, und wie donnernde Hochwasser rauschen unsere Streithaufen in Frankreich hinein, und ihrer Löwenkühnheit, ihres freudigen Opfermuths, ihrer Alles niederwerfenden Wucht ist kein Ende. Das zuckt wie Blitzesschlag durch alle Völker. Die Einen sehen es mit Schrecken und Entsetzen, die Andern mit stillem Staunen, was noch da werden will.

Wir wissen nicht, wie Gott unsern großen Waffengang lenkt: bei ihm allein liegt die Entscheidung. Möge er gnädig alles Unheil wenden! Ein unglückliches Ungefähr kann noch halb am Ziele schwere Folgen haben. Nach all dem, was schon errungen und bei so ausgiebiger Stärke, bei so viel edler Treue aller Orten, wo Deutsche sind, dürfen wir hoffen, daß die ungeheure Bewegung ihr Ziel erreicht. Dann aber, wenn wir in Paris den Frieden diktiren, wie sollen seine Artikel lauten?

I.

Grundsätze der Abrechnung.

Wir betrachten hier nicht, welche Weltstellung aus diesem nie geahnten Aufschwung, aus diesem furchtbar blutigen Mühen und Schlagen hervorgehen soll für das starke Centralvolk Europa's.

An dieses Volk der Mitte grenzen an fast all die andern Völker: dieses empfängt zu gleicher Zeit von ihnen allen und gibt an sie alle aus: dieses hat von allen den Druck zu erleiden, wenn es nicht auf alle einen heilsamen Druck ausübt. Solche Weltstellung unseres Volkes, ein Rückblick auf unsere große Kaisergeschichte, auf unsere jetzige Bedeutung in Kunst und Wissenschaft, ein Vorblick in die kirchliche und sociale Bewegung unserer Tage, ein Ueberblick endlich der technischen und wissenschaftlichen Fortschritte unserer Zeit, — das zusammen genommen, eröffnet uns unabsehbare Aussichten auf hohe Ehren, auf schwere Pflichten. Von all unsern Nachbaren hat ein jedes Volk seine eigenthümlichen Vortheile, seinen besondern Willen. Wir können es bald mit mehreren Völkern zugleich zu thun bekommen. Doch das soll uns jetzt nicht beschäftigen, das stellen wir getrost Gott und der Zukunft anheim. Jetzt haben wir uns nur mit dem einen französischen Volke auseinanderzusetzen und zu sorgen, daß wir eine gute, klare und feste Stellung gegen dasselbe erhalten.

Wir haben zu erwägen: was wir an Frankreich verloren haben, was es wieder herausgeben muß. Es ist eine alte Abrechnung, sie erstreckt sich auf länger als hundert Jahre. Jetzt

1*

oder nie müssen wir sie abschließen. Ferne sei uns Raubsucht oder sträflicher Uebermuth! Lassen wir auch dem französischen Volke, was ihm von Gottes und Rechts wegen gebührt, und was es nöthig hat, um den Beruf zu erfüllen, der ihm nach seiner Lage und Begabung unter den Völkern der Erde zugefallen. Wir wollen ja kein leichtsinnig oder ruhmsüchtig Werk in den Sand bauen, sondern eine naturgemäße und deshalb dauernde Ordnung in Europa schaffen.

Bei einer naturgemäßen und dauerhaften Ordnung aber unsres Verhältnisses zu Frankreich muß uns Zweierlei nothwendig werden.

Erstens Sicherheit auf unserer Westgrenze. Wir müssen eine Scheidemauer zwischen uns und den Franzosen aufrichten, die haltbar ist und auf der rechten Linie steht, damit wir endlich geschützt sind vor all dem Elend und der unaufhörlichen Beunruhigung, die uns seit Jahrhunderten die gallische Ruhm- und Raubsucht gebracht hat. Nicht noch einmal soll unerhörte Frechheit uns plötzlich in ungeheuren Krieg und Hunderttausende unserer Heldenjugend in Kampf und Tod stürzen.

Zweitens muß unserer nationalen Ehre Genüge geschehen. Kein deutsches Schulkind soll mehr gezwungen werden, sein Vaterunser in wälscher Sprache dem Schulmeister herzusagen, und kein französischer Beamter soll mehr deutsche Bauern und Soldaten schimpfen, weil sie seine Sprache nicht verstehen.

Dies Beides müssen wir erreichen, das ist eine Pflicht gegen uns und unsre Kinder. Jetzt oder niemals ist der rechte Zeitpunkt dazu!

In Erfüllung dieser ernsten Pflicht dürfen wir uns nimmer behindern lassen durch gutmüthige Rücksichten; das theure Blut unserer Söhne und Brüder, das stromweise fließt, läßt kein Recht mehr zu weichherzigen Anwandlungen. Nur Hohn und Spott würde der übel angebrachte Edelmuth uns von aller Welt eintragen, von Franzosen und Russen am meisten. Frankreich hat niemals gegen Deutschland edelmüthig gehandelt, nie und nimmer hat es gegen uns etwas Anderes bewiesen, als wahrhaft teuflische Selbstsucht. Bedenken wir nur, was man selbst in diesen Tagen uns geboten hat.

Der Krieg sollte ein wahrer Raubkrieg sein im großen Stil. Schon vor vier Jahren wollte Louis Napoleon das ganze deutsche Land links vom Rhein ertrotzen.

Ohne Grund und Ursache wird der Krieg erklärt, eröffnet mit Beschimpfung des königlichen Oberfeldherrn.

Halbwilde Araber und schwarze Neger werden gegen uns ins Feld geführt. Wie entsetzlich würde dies Raubgesindel in unsern Dörfern und Städten gehaust haben!

Deutsche Handelsschiffe werden dem Seeraub preisgegeben, deutsche Waaren an der Grenze mit den härtesten Zöllen belegt. Französische Zeitungen lehren öffentlich, wie der Soldat in Deutschland vergrabenes Geld und Gut mit der Gießkanne im Garten ausfindig mache.

Sowie der Feind einen Fuß über die deutsche Grenze setzt, beschießt er die offene Stadt Saarburg mit Brandkugeln. Baden mußte zittern vor einer vandalischen Verwüstung, wie sie einst über die Rheinpfalz erging. Warum sonst griff man die Lüge aus der Luft, das badische Heer brauche kleine Sprenggeschosse?

Endlich setzt all diesen schändlichen und empörenden Thaten die Krone auf die barbarische Austreibung so vieler Tausende ehrlicher Handwerker und Kaufleute, bloß weil sie Deutsche sind.

Ganz Europa faßt Schrecken und Abscheu vor solcher Kriegsführung. Und wir sollten die Thoren sein, einem Feind gegenüber, der in unsern Tagen solche Mittel gebraucht, etwas Anderes sprechen zu lassen, als den kalten Verstand, der lediglich die eigene Sicherheit bemißt?

Wohl aber erfordert es politische Klugheit, Stimmung und Interessen der andern Mächte nicht außer Berechnung zu lassen. Verkennen wir doch keinen Augenblick unsere wirkliche Lage! Keine einzige Macht, höchstens das ferne Nordamerika ausgenommen, gönnt uns Siege mit großem Gewinn. Was wir Frankreich an Land und Leuten nehmen, wird von all den Völkern rings um uns her so unbehaglich empfunden, als risse man es von ihrem eigenen Leibe. Sehr möglich, daß die deutschen Siege im Gefolge haben eine spätere Koalition gegen Deutschland. All die Völker haben noch Erinnerungen an die deutsche Kaisergewalt, und ein jedes weiß, daß es sich sättigte, wenn Deutschland darbte.

Gut denn, seien wir mäßig in unsern Forderungen! Geben wir ohne Noth Andern zu klagen keinen Anlaß! Nur fürsorgen mögen wir, daß die Macht unsers gefährlichsten Feindes für künftig geschwächt und seine Abwehr erleichtert sei. Was jetzt eine abgemachte Thatsache wird, daran wird später nicht so leicht wieder gerührt.

Im Uebrigen weiß Jedermann, daß Deutschland jetzt zwölfmalhunderttausend Mann unter dem Gewehr hat, und daß seine Straßen und Bierhäuser von kräftiger Jugend noch nicht merklich leer geworden.

II.

Unsere natürliche Westgrenze.

Die Natur hat zwischen Deutschland und Frankreich eine Grenze gezogen. In der Bodengestaltung ist sie deutlich vorgezeichnet, und in der Staatenbildung vor Alters wohl anerkannt. Ja, wenn wir diesen natürlichen Grenzzug genau verfolgen, auf der Landkarte wie in der Geschichte, so stellt sich klar zu Ungunsten Frankreichs eine doppelte Thatsache heraus, eine geographische und eine historische.

Die geographische besteht darin, daß alles Land, welches Frankreich vom Rhein-, Mosel-, Maas- und Scheldegebiet besitzt, ihm mehr künstlich als natürlich angegliedert erscheint. In volkswirthschaftlicher Hinsicht sind die Lebensbedingungen der Landestheile, die man mit Recht als das germanische Frankreich bezeichnet hat, nicht an das übrige Frankreich geknüpft.

Die geschichtliche Thatsache stellt sich noch mächtiger dar. Im Leben der christlichen Völker zählt ein und das andere Jahrhundert wenig. Das Schwergewicht der Völker schwankt hin und her, hier läßt es ein Gebiet frei, dort ergreift es ein scheinbar verlassenes wieder. Nun ist es gar nicht so lange her, nur zweihundert, zum Theil erst etwas über einhundert Jahre her, daß die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich — einen schmalen Küstenstrich am Kanal ausgenommen, — zu unserm Nachtheil verrückt wurde, und zwar nicht durch eine ethnographische oder natürliche, sondern durch eine rein politische Linie.

Was aber noch bedeutungsvoller ist, die ethnographische Natur der Grenzlande, die hier in Betracht kommen, hat bis zum heutigen Tage sich nicht sehr wesentlich verändert.

Die natürliche Grenze aber beginnt mit dem leichten Höhenzug, der in der Mitte zwischen Boulogne und Calais am Vorgebirg der grauen Nase (Kap Gris nez) ansetzt und, sich breit nach beiden Seiten abdachend, bis ins Quellengebiet der Lys, Schelde, Somme, Oise und Sambre zieht. Es ist die Wasserscheide. Was von Bächen und Flüssen rechts abläuft, gehört zum deutschen Meer, zur Nordsee; was zur linken Hand geht, hat seinen Zug zum Kanal zwischen England und Frankreich. Auf die deutsche Seite fallen außer Calais, einer alten französischen Seecitadelle, die aber noch immer halb englischen Gepräges ist, Dünkirchen (vlämisch Dunkerken), der fünfte Handelshafen Frankreichs, das alte Arras, die wichtige Fabrikstadt und Festung Ryssel (französisch Lille), das weitläufige Dauway (franz. Douai), die alte deutsche Reichsstadt Kamryk (Cambrai) und die henneganer Grafschaft Valenchyn (Valenciennes). Schon bei dem Ursprung der Schelde wird die Erhebung des Bodens bedeutender, und es entsteht das lang sich hinziehende Waldgebirg, die Argonnen, welche durch seine rauhen Wälder, seinen langen Rücken, seine tiefen Waldböden, zwischen denen es nur Hohlwege und grundlose Straßen gibt, sich von selbst als eine vortreffliche Grenzlinie darstellt. Vom Kanal St. Quentin, der die Wasserscheide durchschneidet, ziehen sich die Waldhöhen nicht sehr weit von der politischen Grenze hin bis nach Sédan an der Maas. Von da gehen sie im geraden Strich, immer rechts die Maas und links die Aisne und Marne mit ihren Nebenflüssen, bis zur Hochebene von Langres, der breiten Brunnkammer der nach allen Seiten abfließenden kleinen Gewässer. Von da schlagen die Sichelberge (Montagnes de Faucille), welche ebenfalls dicht bewachsen sind, ihren Bogen nach Norden hin bis zum Südstock der Vogesen, dem Wälschen Belchen oder Ballon d'Alsace. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diesseits dieser natürlichen Grenzlinie Verdun (ehemals Virten), Metz, Toul, Nancy, Luneville (Lünstadt) liegen.

Zwischen Vogesen und Jura öffnet sich das Rhonethal, das Völkerthor zum und vom Rheinland. Nur niedrige Anschwellungen des Bodens bezeichnen hier die Sprach- und Volksgrenze. Drüben aber ziehen nach Südwesten die langen schroffen Ketten des Jura, welche mit den Alpen von Savoyen und der Dauphiné auf der einen, mit den Cevennen und der Goldhügelkette auf der andern Seite das große reiche Rhonethal umschließen.

Untersuchen wir nun, was hüben und drüben dieser Naturgrenze zu Deutschland gehörte, was von ihm abgerissen wurde, und was es von Rechts wegen wieder fordern muß, auch in politisch gerechtfertigter Weise wieder fordern kann, um endlich vor einem frechen Erbfeinde Schutz

zu bekommen. Es wird dabei nöthig sein, öfter auf die Geschichte zurückzugreifen, ohne jedoch hier irgend etwas mehr als rasch einen leichten Ueberblick zu versuchen.

Es sind vier Gruppen, die wir eine nach der andern uns vorführen müssen, das Rhonegebiet, die belgischen Grenzlande, Lothringen, Elsaß.

III.

Das Rhonegebiet.

Dieses hatte von jeher seine besondere Natur und Geschichte. Erst seit vierhundert Jahren ist dies Stück Frankreich, welches zum Mittelmeer schauet, mit dem oceanischen Frankreich vereinigt, das Avignoner Gebiet sogar erst in der Revolutionszeit. Noch immer, so sehr auch der französische Staat sich erweitert hat, begrenzt das Rhonethal zwei Neuntel des ganzen Gebietes. Die letzten dreihundert Jahre, ehe es der französischen Herrschaft anheim fiel, war es als Königreich Arelat dem deutschen Reiche angegliedert. Kaiser Konrad II. hatte 1038 die burgundische Königskrone erworben. Noch ein Nachklang aus jenen Zeiten ist es, daß im Volksmunde das Land zur Linken der Rhone „das Reich" (l'empire) heißt. Damals hielt sich der Deutsche für wohl berechtigt, gleichwie der Engländer und Franzose und selbst der Italiener es noch heutzutage thut, die fremden Ortsnamen in seiner eigenen Sprache aufzufassen, also sie so zu sprechen und zu schreiben, wie sie ihm mundgerecht waren. Die Provence hieß Provinz, Marseille Marsilien, Arles Arelat, Aix Wälsch-Aachen, Orange Orense, Grenoble Graswalde, Vienne Wälsch-Wien, Viviers Weihers und Lyon Wälsch-Leyden.

Es ist wahr, der deutsche Kaiser übte selten thatsächlich sein Herrscherrecht im Königreich Burgund anders aus, als durch Belehnungen. Der Besitz war für Deutschland mehr eine Ehre und Pflicht als reale Macht. Entschieden aber war er eine Vermehrung des politischen Ansehens der deutschen Nation, und die burgundische Krone auf dem Haupte ihres Kaisers, der legitime Ausdruck, daß das große Rhonegebiet nicht der französischen Macht dienen solle. Selbst Kaiser Friedrich III. hatte noch ein lebendiges Bewußtsein davon. Als im Jahre 1474 der reiche Mailänder Herzog ihn anging, ihm die lombardische Königskrone zu verleihen, erklärte Friedrich: „Es sind vier Kronen im Reich, in deutschen und wälschen Landen, — die erste zu Aachen, die andere zu Arelat, die dritte zu Mailand, die vierte zu Rom, die allein auf mein Haupt gehören. Und nachdem ich ein Mehrer des Reichs genannt werde und bin, so will ich das nicht mindern oder meine Würdigkeit einem Andern geben. Das möchte ich meines Wesens halb nicht erleiden noch thun auf irgend eine Weise*)".

Als Kaiser Friedrich III. diese Worte zu Augsburg auf dem Reichstage sprach, war längst die deutsche Herrschaft am untern Rhoneufer erblichen, der König von Frankreich dort an des Kaisers Stelle getreten. Aus kleinen Anfängen hatte sich der französische Staat gebildet. Im Beginn des 14. Jahrhunderts umfaßte er erst etwa ein Drittel des jetzigen Frankreichs, denn auf seiner Westseite besaß die Krone England die großen Lehen der Normandie, Bretagne, Anjou, Maine, Touraine, Guienne und Gascogne. Auf der Ostseite aber breitete sich die riesige Größe des deutschen Reiches aus. Eines aber hatte Frankreich schon damals vor allen Reichen Europa's voraus. Gegründet auf die festen Ueberlieferungen römischen Staatswesens, welches sich in Frankreich ungebrochener als irgendwo erhalten hatte, verstärkt durch den Zusammenfluß der geistlichen und weltlichen Großen am karolingischen Königshofe, hatte hier der Gedanke der Staatseinheit, der Königsherrschaft, die kraftvoll vom Throne aus über das ganze Land geht, sich ausgebildet und gefestigt. Es war, wie Schreiber dieses an einem andern Orte**) sagte, Frankreich ins 14. Jahrhundert eingetreten, gehärtet und zusammen geschmiedet durch die großen Arbeiten, die in langjähriger Regierung Philipp August und Philipp der Schöne, und zwischen ihnen der Klügste von allen, der heilige Ludwig, verrichtet hatten. Zu einer festen Masse verdichtet, zog jetzt Frankreich die Gebiete und Städte an sich, welche

*) v. Löher, Die italienische Krone im Jahr 1474, in Raumers „Histor. Taschenbuch" 1869. S. 275.

**) Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, im „Münchener historischen Jahrbuch" 1866. S. 309.

langsam vom deutschen Reiche abbröckelten. Geistliche Fürsten mußten den Schutz, weltliche den Lehnsverband des Königs annehmen. Insbesondere aber war es ständige Politik des französischen Hofes, für seine Prinzen Erbtöchter in den deutschen Grenzgebieten aufzusuchen, sie diese heirathen zu lassen, und dann als Frankreichs Lehnsleute sie festzuhalten. Solche Vorposten beugten sich auch vor dem deutschen Lehnsscepter, wenn der Kaiser ihnen zu nahe kam: immer aber und endlos erhoben sie Streitigkeiten über die Pflichten, welche daraus hervorgingen, und gewiß wurde jedesmal, wenn die Zeit irgendwie günstig erschien, vergessen, daß diese französischen Prinzen auch des deutschen Reichs Vasallen seien.

Schon Adolf von Nassau hatte dem französischen Könige einen Fehdebrief gesandt, weil er Gebiete und Rechte, die dem Reiche gehörten, ihm vorenthalte. König Albrecht brauchte Frankreichs Allianz wider den Papst. Dem folgenden Kaiser, Ludwig dem Bayer, erregte die französische Politik, indem sie sich päpstlicher Bannflüche bediente, unaufhörlichen Aufruhr und schlimmes Unheil im Innern des deutschen Reichs. Rasch reiften die Dinge unter Kaiser Karl IV., der in Paris erzogen und mit dem verwandten französischen Hofe innig verbündet war. Wohl ließ er sich noch in Arles krönen, wohl machte er die bündigsten Vorbehalte für die Rechte des deutschen Reichs: thatsächlich aber ließ er nicht bloß das Lyoner Gebiet, dessen Erzbischof schon längst Frankreichs Schutzhöriger geworden, die Dauphiné, die dem letzten Besitzer für Geld abgedrungen wurde, die Bisthümer Valence und Die, sowie andere burgundische Städte und Herrschaften dem französischen Machtgebiet anheimfallen. Ueber die Dauphiné und die Bisthümer ernannte er den französischen Kronprinzen selbst zum Reichsstatthalter mit vollster Gewalt. Seit dieser Zeit war das Rhonegebiet der französischen Herrschaft verfallen, und es wurde ihr nicht schwer, auch die letzten Stücke an sich zu ziehen. Die Provence, welche den Anjous gehörte, fiel zu Ende des Mittelalters der französischen Krone anheim. Zur selben Zeit wurde für die Oberherrschaft über das Fürstenthum Orange angeknüpft, während das Land selbst im nächsten Jahrhundert an einen Zweig der Nassauer gedieh, die sich jetzt die Oranier nannten. Ihre Erben, unter denen der König von Preußen der Mächtigste war, verzichteten erst im Utrechter Frieden 1713 darauf. Das päpstliche Gebiet von Avignon und Venaissin nahm die französische Republik einfach in Besitz, indem sie keinen andern Grund anzugeben wußte, als es entspreche dem Wunsch und Bedürfniß der Bewohner.

Es wird nun wohl Keinem einfallen, auf dieses prachtvolle fruchtreiche Rhonegebiet deshalb, weil es im Mittelalter zum deutschen Reiche gehörte, noch jetzt Ansprüche zu machen, oder, wie der Napoleonische Kunstausdruck lautet, es zu revindiciren. Durch Natur und Geschichte ist es bestimmt, entweder einen selbstständigen Mittelstaat zu bilden zwischen Frankreich, Italien und Deutschland, oder es muß einen Theil Frankreichs bilden, dessen Sprache all seine Bewohner sprechen, ausgenommen die Provençalen, die ihre alte wohllautende Mundart, die poetische Sprache „der fröhlichen Wissenschaft“ sich noch nicht ganz rauben ließen.

Etwas anders steht die Frage bezüglich der schönen Freigrafschaft Burgund und der gefürsteten Grafschaft Mümpelgard (Montbéliard). Von diesen Gebieten ist Hochburgund oder die Freigrafschaft noch nicht zweihundert, Mümpelgard noch nicht siebzig Jahre französisch. Der Erzbischof von Bisanz (Besançon) war das ganze Mittelalter hindurch ein treuer deutscher Reichsfürst, und nicht selten erblicken wir ihn als einen der Bedeutendsten und Thätigsten im Gefolge unserer Kaiser. Die Stadt Bisanz selbst blieb freie Reichsstadt, während die Freigrafschaft die Geschicke des neuburgundischen Reiches theilte. Als Ludwig XIV. endlich im Nymweger Frieden Hochburgund erwarb, beeilte er sich, Bisanz aufs Stärkste zu befestigen. Das Mümpelgarder Gebiet, welches sich dem Sundgau vorlagert, kam ebenfalls durch eine Erbtochter des letzten Grafen an das Haus Würtemberg und wurde erst im Lüneviller Frieden 1802 ihm entzogen.

Zufall war es gewiß nicht, daß vom ganzen Rhonethal gerade diese beiden herrlichen und mineralreichen Berglandschaften so lange vom deutschen Reiche festgehalten wurden. Sie sind durch die Ausläufer der Vogesen von Frankreich getrennt. Sie liegen da, wo Deutschland keine Naturgrenze für sich hat. Hier fließt die Rhone hin zum Süden, der Rhein zum Norden: man brauchte gar nicht tief zu graben, um die Gewässer des einen in den andern zu führen. Wer dieses Schlüsselgebiet beherrscht, hat freien Durchpaß ins deutsche wie ins französische Land. Schon Cäsar und Ariovist kämpften darum.

Die Sprachgrenze folgt hier der Wasserscheide

zwischen Rhein und Rhone, sie ist all die Jahrhunderte her so ziemlich unverrückt geblieben. Aber auch jenseits unserer Sprachgrenze hat das Volk in den schönen hochburgundischen Bergthälern sich etwas vom deutschen Wesen, von ruhiger ernster Tüchtigkeit bewahrt, welches unter der Hülle französischer Sprache und Sitte einen merklichen Abstich bildet gegen die unruhige wälsche Art und Weise dahinter. Nach der Volksmeinung erhielt die Gegend ihren Namen einer „Frei-Grafschaft" von den vielen Privilegien, durch welche hier Ortschaft für Ortschaft sich die deutsch-mittelalterlichen Rechte und Freiheiten zu sichern wußte. Frankreich hat von hier bedeutende geistige Kräfte gezogen. Steht doch in Mümpelgard die Statue des großen Cuvier, der auf der Stuttgarter Karlsschule die Grundlage seiner Bildung erhielt.

Deutsche Politik möge sorgen, daß wenigstens das altberühmte Völkerthor zwischen Vogesen, Jura und Schwarzwald vollständig unter deutschem Verschlusse bleibe. Die Schweiz könnte einmal minder flink als jetzt bei der Hand sein, einem französischen Heere auf dieser Straße den Durchgang nach Deutschland zu verlegen.

IV.

Belgische Vorlande.

Eine schwere nationale Nachwirkung hatte für den Nordwesten des deutschen Reichs der Aufbau der neuburgundischen Macht und Pracht. In den sechsziger Jahren des 14. Jahrhunderts gediehen durch Heirathen an einen französischen Prinzen mit Dijon und Châlons die Freigrafschaft Burgund, die Grafschaft Atrecht (Artois), endlich das reiche Flandern. Ein Zweig des Hauses siedelte sich über nach Brabant und Limburg. Endlich kam Herzog Philipp der Gute, der große Meister der Staatskunst, der als Erbe und Eroberer, als Käufer und geschickter Unterhändler all diese Gebiete mit Hennegau, Namur, Seeland, Holland, Luxemburg und selbst Utrecht unter seinem Befehl vereinigte. Es waren die reichsten und bevölkertsten Länder der Christenheit. Philipp regierte von 1422 an fast zwei Menschenalter hindurch: in dieser langen Zeit wußte er jedes dieser Fürstenthümer wohl zu fassen, das eine an das andere zu knüpfen, und sie zugleich mit einem Geiste zu erfüllen, der sich gegen Deutschland abwehrend und feindlich verhielt. Sein Hof war der glänzendste in Europa, ein Hof, dessen Sitte den andern Höfen zum Vorbild diente, zu seinen Turnieren strömte die erlesenste Ritterschaft aus aller Herren Ländern und holte dort ihre Standesgesetze, über die Ursachen seiner Erfolge aber grübelte jeder Minister. Während seiner Regierung war es, wo französische Sprache, Bildung und Sitte nach Flandern, Brabant und Holland einströmte. Damals, als sie dauernd einem vorzugsweise französischen Staatskörper angegliedert waren, entfremdeten sie zuerst sich gründlich vom deutschen Reiche. Damals setzte sich auch in ihrer Sprache etwas Störriges und Knorriges fest, welches dem Geist der deutschen Sprache sich widersetzte und — neben der politischen Entlegenheit und Absonderung — verhinderte, daß die plattdeutschen Mundarten in Flandern, Brabant und Holland das Schicksal des Plattdeutschen in der ganzen norddeutschen Tiefebene theilten.

Es war ein großes Glück für Deutschland, daß der tollköpfige Karl der Kühne von seines Vaters Staatsklugheit und Mäßigung nichts geerbt hatte. Auf seinen Eroberungszügen gegen den Rhein und gegen Lothringen erlag er deutschen Waffen bei Neuß, Murten, Granson, Nanzig. Durch seiner Tochter Vermählung mit Maximilian von Oesterreich kamen Holland, Belgien und Artois 1478 wieder unter deutsche Verwaltung. Kaiser Karl V. zwang den französischen König, auch auf seine alte Lehnsherrlichkeit über Artois und das französische Flandern zu verzichten. Die Niederlande waren jetzt dem französischen Einflusse ganz entzogen, und um sie noch mehr davor zu sichern, verknüpfte sie der Kaiser als burgundischen Kreis mit dem deutschen Reiche. Leider fielen sie nach seinem Tode an die spanische Krone, und diese war es, welche hundert Jahre später nach vielen blutigen Kriegen sich gezwungen sah, das Artois, Dünkirchen mit dem benachbarten germanischen Flandern, Lille mit dem französischen Flandern, Cambrai und Valenciennes mit dem halben Hennegau an Frankreich abzutreten. Selbst Kortryk (Courtrai), Oudenaerde, Mons, Luxemburg waren damals eine Zeitlang französisch.

In der Revolutionszeit wurde all dies Schelde- und Maasland vorübergehend zu Frankreich geschlagen, auf dem Wiener Kongreß aber so ziemlich die Grenze belassen, welche Ludwig XIV. erobert hatte.

Kommt man jetzt von der Picardie nach dem Atrechter Lande (Artois) oder dem Hennegau, so merkt man alsbald eine Veränderung in der Landschaft, der Bauart der Häuser, dem Treiben und Wesen der Leute. Die Pikarden sind ächte Franzosen; die Bewohner von Artois aber, welches ehemals einen Theil Westflanderns bildete, ferner vom wallonischen Flandern und Hennegau gehören nach Gewerb und Lebensart zu den übrigen Belgiern. Dünkirchen ist eine ächt niederländische Seestadt, die fetten Marschen der Umgegend ziehen sich bis weit ins Artois hinein. Arras, Lille, Cambrai, Valenciennes sind Fabrikstädte ganz wie die belgischen, wir finden dort dieselben Erwerbszweige, denselben Fleiß, dasselbe Elend der Uebervölkerung, mit großer Leichtigkeit siedeln die Leute nach hüben und drüben, am meisten aber die Belgier nach Frankreich. Noch immer bildet die natürliche Grenze, wie sie vom Kap Gris nez zwischen den Flußquellen sich auf der Wasserscheide bis zur Mosel bei Sédan hinzieht, eine Scheidung der Volks- und Landesart. Es ist kein natürlicher Grund denkbar, weshalb diese Landschaften nicht zu Belgien gehören sollen.

In Bezug auf das westflandrische Atrechter Land (Artois) wurde aber die natürliche Grenze schon einmal 1180 überschritten, als es König Philipp August zum Brautschatz erwarb. Allein schon fünfzig Jahre später wurde es als besondere Grafschaft unter einer Nebenlinie des Königshauses hingestellt und kam später zum niederländischen Zwischenreich des neuburgundischen Hauses. Mit Belgien also vereinigt blieb das Land, bis die Spanier es 1659 an die Franzosen abtraten. Es ist daher gegen neun Jahrhunderte mit den Niederlanden, und im Mittelalter vorübergehend noch nicht anderthalb, und in der neuern Zeit zwei Jahrhunderte mit Frankreich vereinigt gewesen. Jedoch hat die französische Sprache im Artois die deutsche, welche ehemals in den Küstenstrichen über Calais bis nach Boulogne ging, nach und nach ausgelöscht. Wir haben vom Standpunkte der Volkssprache kein Recht mehr auf dieses Land.

Am Ende des Mittelalters mochten im jetzigen Gebiete Frankreichs noch 300,000 Menschen vlämisch-deutsch reden, gegenwärtig sind es nicht ganz 200,000 mehr, und diese wohnen dauernd hauptsächlich nur noch im Departement du Nord, dessen Südgrenze so ziemlich mit der Sprachgrenze zusammenfällt.

Dünkirchen aber mit seinen reichen Marschen und seiner tüchtigen vlämisch-deutschen Bevölkerung ist ein werthvolles Besitzthum. Sein Hafen faßt zweihundert große Schiffe, und seine Matrosen sind wohlbekannt in allen nördlichen Meeren. Dünkirchen, die Kirche in den Dünen, war früher eine viel umrungene Stadt. Kaiser Karl V. baute hier ein neues Schloß, Franzosen, Engländer und Spanier jagten wiederholt die wichtige Festung einander ab. Für die Engländer war Dünkirchen, was jetzt Antwerpen, eine Vorburg gegen Frankreich. Endlich kaufte es ihnen Ludwig XIV. für 1¼ Millionen Thaler ab und ließ Stadt und Hafen sogleich aufs Stärkste befestigen. Noch in den Revolutionskriegen spielte Dünkirchen seine alte Rolle zwischen Engländern und Franzosen. Die Letztern haben nun an den Vlämisch-Deutschen ihres Departements du Nord all ihre Französirungskünste versucht. Da die Bevölkerung nur ein kleiner Bruchtheil der vlämischen ist, so machte man kurzen Prozeß mit ihr. Ihre Sprache wurde wie eine verlegene Waare aus dem Mittelalter behandelt, aus allen Aemtern, aus Schule und Kirche vertrieben. Ging doch die herrschende Partei in Belgien, die französische, mit noch größerem Uebermuth ans Werk, um alles Vlämische mit Verachtung und Ohnmacht zu bedecken. Bei alledem denkt der Bauer und kleinere Stadtbürger auch im Departement du Nord noch nicht daran, seine Muttersprache fahren zu lassen.

Leichter vollzog sich die Verbindung mit Frankreichs Volks- und Staatscharakter in Wälschflandern sowie im Hennegau. Die Masse der Bevölkerung besteht hier aus Wallonen, einem kernharten Kriegsvolk, das von deutschen Herren sich wohl befehligen läßt, niemals aber deutsches Wesen annimmt. Lille war schon im neuburgundischen Staat eine seiner wichtigsten Festungen. Die Theilung, welche zu Gunsten Frankreichs den Hennegau und seinen ritterlichen Adel zerschnitt, hatte wenigstens etwas Grund, weil der jetzt französische Theil mit der Hauptstadt Valenciennes den andern, dessen Hauptstadt Mons geblieben, von jeher gern befehdete. Auch im Gebiet der Reichsstadt Cambrai (Kamryk), welches zwischen Artois und dem Hennegau lag, war das Landvolk niemals deutsch, obwohl der Bischof von Cambrai auch noch nach dem Jahr der Uebergabe des Landes an Frankreich

(1677) den Titel „Fürst des heiligen römischen deutschen Reichs" nicht aufgab.

Es kann daher hier — den wichtigen Hafen Dünkirchen und seine fruchtbare Umgegend bis zur Lys ausgenommen — keine Rede davon sein, deutsches Sprachgebiet wieder zu erobern. Gleichwohl ist die Frage, ob Frankreich in diesen belgischen Grenzlanden allein Herr und Meister sein soll, von größter Bedeutung. Nicht weil die dichte Bevölkerung so gewerbfleißig und genügsam, — nicht weil das Artois für Frankreich eine Kornkammer ist und der Hennegau sein bestes Steinkohlenlager, — nicht weil geistfrohe schöpferische Männer von hier nach Paris ziehen, — auch Froissard, Monstrelet, St. Rémy, Wavrin, Comines und andere anmuthigen Memoirenschreiber des 15. Jahrhunderts stammten aus diesen Grenzbezirken, — es ist ein anderer Grund, weshalb Ortsnamen dieser Gegend so häufig in der Geschichte erscheinen. Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns hier auf engem Raum die Schlachtfelder dichtgedrängt und Festungen über Festungen, — die Schlachtfelder von Bouvines, Dünkirchen, Gravelingen, Hondschooten, Malplaquet, Rocroy, — die belgische Festungsreihe Nieuport, Ypern, Courtrai, Tournai, Mons, Charleroi, Philippeville, Marienburg, und die dreifache Festungsreihe der Franzosen, in welcher Lille, Dünkirchen, Arras, Cambrai, Valenciennes, Maubeuge, Sedan nur hervorstechende Punkte sind. Wie oft sind die französischen Heere hier eroberungssüchtig durchgestürmt und blutig zerschlagen zurückgeworfen! Wie heiß ist um all die Ortschaften auf der Grenzlinie gestritten! Der Grund ist, weil dieser Landstrich vom Meer zur Maas ein offenes Völkerthor. Frankreich ist rings auf seiner Ostgrenze mit Bergketten umgürtet: Lücken gibt es nur an zwei Stellen, zwischen Basel und Belfort an Rhein und Rhone, und hier zwischen Gravelingen und Rocroy in den obern Maas- und Scheldelanden.

Die Erwägung also des militärischen Grenzverschlusses muß hier vorzugsweise entscheiden, ob und in wie weit die Eroberungen Ludwigs XIV. wieder aufzuheben, oder welche andere Fürsorge jetzt zu treffen.

Um aber Belgien eine Landvergrößerung zu bringen, brauchte sich kein deutscher Arm zu rühren. Die dort herrschende wälsche Partei hat sich gegen Deutschland stets nur abweisend und hochmüthig gezeigt. Wohl möchte es an der Zeit sein, ihr etwas auf die Finger zu klopfen, damit der unleidliche Druck, welchen sie auf Volk und Sprache der Vlämen ausübt, doch etwas erleichtert werde. Denkt jene Partei nimmer an das Schicksal der Dänen in Schleswig-Holstein? Vlämisch-deutsch ist so gut deutsch wie Hochdeutsch und Plattdeutsch.

V.

Lothringen.

Das deutsche Volk hat das Glück oder Unglück, rings um sich her Vor- und Mittellande zu haben, in welchen die deutsche Art und Sprache in fremde Art und Sprache übergeht. Diese Uebergangsländer gehören politisch bald zu einem deutschen, bald zu einem Nachbarstaat. Es sind dies Schleswig, West- und Ostpreußen, russische Ostseeprovinzen, Posen, Oberschlesien, Böhmen und Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, Kroatien, Kärnthen, Krain und Istrien, Südtyrol, italienische und französische Schweiz, Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Belgien. Dadurch ist das Centralvolk Europa's nicht bloß mit den drei Hauptrassen des Welttheils, sondern fast mit all ihren Völkern unmittelbar verwachsen. Was in Deutschland vor sich geht, pflanzt sich durch diese seine Vorlande sofort nach ganz Europa hinüber: umgekehrt bleibt Deutschland selten von einer großen Bewegung verschont, es sei denn, sie äußere sich bei den Spaniern oder Norwegern oder Türken.

Diese Stellung ist gut, wenn Deutschland stark und mächtig ist. Sobald dies nicht der Fall, mit andern Worten, sobald Deutschland uneinig ist, entwickeln sich aus jenen Um- und Vorlanden allerlei Nachtheile und Gefahren. Wir haben jetzt ein sprechendes Beispiel in unserm Südosten.

Die Wuth aber, welche österreichische Völker gegen ihre deutschen Schul- und Zuchtmeister beseelt, — der tückische Grimm, welchen die Nationalrussen an den Ostseedeutschen auslassen, — das Vorrücken der Wälschen in ein paar Dörfer Südtyrols, — selbst der Sprachdruck im Elsaß und in Belgien ruft bei uns Wider-

stand oder wenigstens Spannung und Mitgefühl hervor. Nur unsere lothringer Landsleute sind von uns verlassen und vergessen, sie sind wie Völkerdünger dem Wälschen hingeworfen. Kein Mensch kümmert sich darum.

Und doch gab es 350,000 deutscher Landsleute noch vor ein paar Menschenaltern in Lothringen, und nachdem die Franzosen schon so viel zu ihres eigenen Volks Verstärkung davon abgearbeitet haben, sind noch immer 300,000 deutsche Lothringer übrig, dicht an der preußischen und bayerischen Grenze, welche wie preisgegeben sind und hinausgestoßen unter die Wälschen, gerade als wären sie ganz niedriges und verkommenes Volk, welches nicht werth sei, daß man noch daran denke. Nur die Geographen verzeichnen in ihren Werken den ehemaligen Bestand unseres Sprachgebiets in Lothringen.

Was ist der Grund dieser auffallenden Gleichgültigkeit? Es begegnete dem Verfasser dieser Blätter, daß ihn ein Mann, welchem er seit Humboldts und Buckle's Tode keinen vielkundigen Gelehrten zur Seite zu stellen wußte, einmal fragte: wie weit denn eigentlich das deutsche Gebiet in Lothringen gehe? Ob die Russinen ein ächt eigenes Volksthum haben, und woher die Albanesen stammen, wird bei uns untersucht: der Deutschlothringer erinnert man sich nicht. Es scheint beinahe, man habe alle Hoffnung aufgegeben, daß wir in ihrem Lande jemals nur das Geringste wieder zu sagen hätten.

Die Europa erschütternde Gewalt der deutschen Waffen hat in diesen Tagen eine andere Lehre aufgestellt. Ihre großen Siege nöthigen uns, daß wir nach unsern alten Landsleuten in Lothringen wieder umsehen und fragen, warum denn dieses Land über tausend Jahre zu Deutschland gehörte, und ob es aus guten Gründen seit einem und ein viertel Jahrhundert zu Frankreich gehören muß?

Ein Blick auf die Karte verneint klar und entschieden die letzte Frage, denn

1) alle lothringischen Flüsse laufen nach Norden, und zwar aus Frankreich hinaus nach Deutschland hin. Man soll sich aber wohl hüten, die oberen Flußläufe in Händen eines fremden Volks zu lassen. Denn wie das Wasser abwärts läuft, ziehen seine Gedanken mit ihm und trachten immer, das weiter unten liegende Land auch zu erobern.

2) Das lothringer Land paßt nicht zu dem Gebiet und Beruf, welche die Natur den Franzosen angewiesen. Frankreich hat seine Stellung zwischen Ocean und Mittelmeer. Dorthin öffnet sich sein fünfgliedriges Flußsystem des Adour, der Garonne, Loire, Seine und Somme; hierhin öffnet sich das Rhonethal. Beide Theile ergänzen sich und schließen sich ab. Das Gebiet aber, welches Frankreich von Deutschland abgerissen, hat mit jenen beiden nichts zu thun, und sein Besitz dient nur dazu, die Franzosen immer mehr in Eroberungsgedanken nach Deutschland hineinzuziehen. Es ist doch gewiß eine Mahnung der Natur, daß im selben Grade, als die Franzosen ihr Streben nach Deutschland hin richteten, sie ihre überseeischen Besitzungen verloren.

3) Die Naturgrenze, welche Lothringen von Deutschland scheidet, ist in dem lang sich hinziehenden rauhen und unwegsamen Waldgebirg der Argonnen auf das Deutlichste gezogen. Alle Gewässer jenseits fließen Frankreich zu, die Seine, Aube, Marne, Aisne, Aire, Oise. Alles, was diesseits entspringt, geht zur Maas, Mosel und Saar.

Dieser Natur und Lage des Landes entspricht seine Volksart. Die Westhälfte war vom Anfang an überwiegend wälsch. Vom Osten her aber wogte, weil keine Naturgrenze hinderte, deutsches Volk herein und breitete sich aus zwischen Mosel und Vogesen. Insbesondere das Saargebiet zog die Deutschen an, sie nahmen es ein bis zu den obersten Quellen und Nebenflüssen. Allein auch in der Westhälfte wollten die Einwohner niemals mit Frankreich ein Land und Volk sein: sie nannten sich Lothringer und nicht Franzosen. Erst die Revolution und das erste Kaiserreich ließen hier ein stolzes französisches Bewußtsein die Oberhand gewinnen.

Der Natur und Lage des Landes entspricht auch seine Geschichte. Für die Nachkommen Karl des Großen war es lange streitig, wohin es gehörte. Sobald aber das deutsche Reich unter den sächsischen Kaisern glorreich und gefestigt da stand, war Lothringen beständig ein Fürstenthum des deutschen Reichs. Seine Herzöge erschienen treulich im Kriegsgefolge wie auf den Reichstagen unserer Kaiser und glänzten unter den vornehmsten Fürsten. In der Nähe von Dom Remy, wo die Jungfrau von Orléans geboren wurde, setzten Kaiser Heinrich II. und der französische König Robert die Grenzsteine zwischen Deutschland und Frankreich: sie sollen noch zu sehen sein. Erst als die Kaiser aus dem Hause Luxemburg und Habsburg die kaiserliche Macht und Regierung nach dem Osten Deutschlands, nach Prag und Wien, verlegten,

änderte sich die Politik der lothringer Fürsten. Sie wendeten sich der aufgehenden Sonne Frankreichs zu und folgten seinen Fahnen. Dies erschien jedoch mehr als ihre persönliche Liebhaberei, ihr Land und Volk beharrte bei dem deutschen Reiche. Zur Zeit Kaiser Sigmunds hatte ein französischer Prinz aus der Anjoulinie glücklich die Letzte des Namens erheirathet und dachte ihres Erblandes Herr zu werden. Gestützt aber auf den Widerstand des Kaisers und auf deutsche Soldaten, besonders aus dem Elsaß und der Schweiz, gelang es einem Seitenverwandten, die französischen Pläne zunichte zu machen und ein neues Regentenhaus zu begründen, dessen Ahnfrau jedoch eine Anjou wurde.

Auch in diesem neulothringischen Fürstenhaus bekundete sich die zwieschlächtige Stellung Lothringens. Ein Nebenzweig wurzelte nach Frankreich hinein und wurde, erfüllt von glühendem Ehrgeiz, Parteiführer in den innern Kämpfen, um die tückische Politik der Anjous zu erneuern: das waren die Guisen. Die regierende Linie aber hütete sich, es mit Frankreich zu verderben, und suchte um so festeren Anhalt als Reichsfürsten an Deutschland. Sie gehörten zum oberrheinischen Kreise, ihr Land jedoch blieb von den Gerichten, Steuern und Heerfolgen des Reichs fortan in ähnlicher Weise befreiet wie die Schweiz und die niederländischen Gebiete. Unter der fürsorglichen Pflege seiner Fürsten gedieh das schöne fruchtbare Land, und die reichen lothringischen Prinzessinnen waren von den Erbprinzen in Deutschland sehr gesucht.

Lothringens Mittelstellung zu bewahren, wurde seit Ende des Mittelalters immer schwieriger. Der französische Staat zählte damals schon 10 Millionen Einwohner. Das war mehr, als irgend ein deutscher Staat sein nannte, und diese Volkszahl fiel um so mehr ins Gewicht, als sie zu einer einzigen Masse zusammen geschlossen nur dem Könige gehorchte. Ludwig XI., der gelehrige Schüler des staatsklugen Philipp von Burgund, nur noch viel schlauer und gewaltthätiger als dieser, hatte alles Lehnsfürstenthum, das sich ihm nicht völlig fügte, ausgerottet. Die französische Politik, wiederholt von Italien abgewiesen, warf sich auf die deutsche Grenze und nahm Besitzungen in Lothringen aufs Korn. Ein deutscher Verräther, wie ihn von gleicher Tücke und Tiefe kaum Italien aufstellte, der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, nahm, als er den Ueberfall gegen den Kaiser plante, heimlich Geld und Hülfe vom französischen König und regte ihn an, sich derjenigen Städte zu bemächtigen, die von Altersher zum deutschen Reich gehörten, aber doch nicht deutscher Sprache seien, und sie als Vikarius des heiligen römischen Reichs zu behalten. Darauf überfiel ein französisches Heer die Bisthümer Metz, Tull, Virten und nahm durch eine Kriegslist auch die starke Festung Metz fort. Melanchthon hatte den Kurfürsten flehentlich angerufen, von jenen heimlichen reichsgefährlichen Händeln mit den Franzosen abzustehen, und Kaiser Karl V. brach es das Herz, als er Metz nicht wieder erobern konnte.

Der Verrath eines deutschen Fürsten war der Beginn des lothringer Raubes, es vervollständigte ihn eines andern Fürsten leichtsinnige Untreue gegen die eigene Heimath. Der Kardinal Richelieu hatte in Frankreich die letzte legitime Möglichkeit, dem romanischen Absolutismus zu widerstehen, vertilgt, die Hugenotten und damit das letzte Freiheitsgefühl germanischer Art ausgerottet und Frankreich gebunden und geknebelt seinem Könige übergeben, daß dieser dessen ganze Macht fühlte wie ein Ball in seiner Hand, den er hierhin warf oder dorthin. Ludwig XIV. wußte seine Stärke und brauchte sie gegen Deutschland. Im dreißigjährigen Krieg hatten König und Minister mit Lust und ohne Grauen fleißig an der Hinrichtung Deutschlands gearbeitet. Dies Spiel wurde jetzt mit einer List, Größe und Grausamkeit fortgesetzt wie von lachenden Teufeln. Wo man nicht erobern konnte, ließ man mordbrennerisch das Land zur Wüste machen, damit Oede und Schrecken den nächsten Eroberungszug erleichtere.

Ludwig XIV. stellte auch die Lüge auf, das Land bis zum Rhein gehöre von Alters und Rechts wegen zu Frankreich. Es war dies damals eine bewußte Lüge; denn die europäische Tradition, daß das deutsche Reich ebenso gut von jeher gallisches als slavisches Gebiet habe, war noch nicht untergegangen. Seitdem ist der Rheingedanke eine fixe Idee in den französischen Köpfen geworden und läßt sich nur austreiben durch so erschütternde Schläge aufs Gehirn, wie sie durch die deutschen Siege jetzt Schlag auf Schlag erfolgen, durch große blutige Siegesschlachten, wie sich ihrer Napoleon der Erste niemals rühmen konnte.

Auch Lothringen hatte Ludwig XIV. wiederholt überfallen, es auch schon 27 Jahre lang im Besitz gehabt, mußte es aber zuletzt wieder an Deutschland herausgeben. Da traf es sich, daß ein liebenswürdiger polnischer Abenteurer von Karl XII. in Warschau zum König gemacht

wurde, und daß er verbannt und vertrieben noch das Glück hatte, seine schöne und sanfte Tochter vom König von Frankreich erkoren zu sehen. Für diesen Schwiegervater erhandelte der Pariser Hof das ganze Lothringen, das im polnischen Erbfolgekrieg wiederum von einem französischen Heer besetzt war. Der Erbfürst Lothringens verkaufte seine alte edle Mutter für eine glänzende Geliebte. Herzog Franz Stephan von Lothringen war Gemahl Maria Theresiens von Oesterreich geworden und dachte auch deutscher Kaiser zu werden. Er gab sein Erbland hin und nahm Toskana. Nun ließ sich der glückliche Pole Stanislaus Leszczynski gemüthlich in Nanzig nieder und überlieferte Lothringen als seiner Tochter Heirathsgut der Krone Frankreich.

In ganz richtiger Erkenntniß, welche schwankende Mittelstellung dieses Gebiet von jeher zwischen Deutschland und Frankreich einnahm, warf sich das neue Regiment mit aller Kraft und Eile darauf, Lothringen ganz und gar französisch und den übrigen Provinzen gleich zu machen. Seine ständischen und städtischen Freiheiten wurden auf allen Punkten durchlöchert und mißachtet. Als Hauptaufgabe erschien aber, die starke deutsche Bevölkerung, koste es was es wolle, zu verwälschen. Sie sollte ihren natürlichen Zusammenhang mit Deutschland, ja all ihre deutschen Erinnerungen verlieren. Sofort wurde die Allemagne, so hießen die deutschen Landestheile, eingefügt in die französische Staatsmaschine. Die deutsche Verwaltungsart mußte der französischen weichen, die deutsche Amtssprache wurde verbannt, den deutschen Bürgermeistern drohte jeden Tag ihre Absetzung, wenn sie nicht rasch genug sich französirten. Aller Uebermuth entlud sich auf diese „bêtes allemandes". Mit besonderm Haß strebte man, die deutsche Sprache rein auszutilgen, sie wurde verfolgt in der Schule, in der Kirche, in der Literatur. Es war das Alles gar nicht im Charakter der Verwaltungsgrundsätze jener Zeit und ging auch schnurstracks wider das offenbare Recht. Die deutschen Lothringer hatten ja durch keinen Aufstand ihr natürliches Recht verloren, ihr Land war nicht durch wilde Eroberung, sondern durch Vertrag an Frankreich gekommen, und in diesem Vertrage war festgesetzt, daß Lothringen Reichsland bleiben und Sitz und Stimme auf den deutschen Kreis- und Reichstagen behalte. Folglich war doch auch die deutsche Sprache dort gerade so berechtigt als diesseits des Rheins.

Jede folgende Regierung setzte mit verstärkter Gewalt das Verwälschungssystem fort, die revolutionäre, die kaiserliche, die bourbonische, die orleanistische, am schärfsten und rohesten die neunapoleonische. Gerade als wenn Furcht und böses Gewissen dazu triebe, je lebhafter in Deutschland das Nationalgefühl wurde, um so beschleunigter arbeiteten die französischen Stampfmühlen, um das deutsche Wesen in Lothringen zu zermahlen. Keine Grenze kann argwöhnischer gegen Einfuhr fremder Waffen bewacht worden sein, als die lothringische gegen Einströmung deutschen Sinnes und deutscher Bildung.

Was ist nun das Ergebniß dieser hundertjährigen Verfolgung?

Die Ortsnamen erscheinen auf die lächerlichste Weise verwälscht, Zeitungen, Beamte und Aushängeschilde reden französisch, die Schulmeister müssen den deutschen Dorfbuben die fremde Sprache einbläuen. Eine ägyptische Nacht der Unwissenheit in Bezug auf Alles, was in Deutschland vor sich geht, lagert sich über das ganze deutschlothringer Gebiet. Die pennsylvanier Deutschen, als sie fast zweihundert Jahre jenseits des Oceans fern von ihrem Mutterlande gelebt hatten, konnten nicht seltsamere Vorstellungen von Deutschland haben, als jene Landsleute dicht an unsern Grenzen.

Es war hohe Zeit, daß die deutschen Heere sich im donnernden Siegeslaufe durch die herrlichen Gauen zwischen der Maas und den Vogesen ergossen und die französischen Heere zu Boden warfen. Denn in den letzten Jahrzehnten machte die Verwälschung in der That rasche Fortschritte. In einer Menge von Gemeinden nahm das französisch Sprechen überhand und, was besonders bedenklich, die strebsame Jugend that es darin den älteren Leuten zuvor. Bei alledem mag von allen Deutschlothringern kaum ein Siebentel verwälscht sein. Gut 300,000 Deutsche wohnen noch diesseits der Sprachgrenze in Lothringen.

Um sich aber Größe und Wohlhabenheit dieses deutschen Gebiets anschaulich zu machen, ziehe man — das Stückchen Französisch-Luxemburg hinzugerechnet — eine Linie von Longwy bis auf die Mosel, etwas unter Diedenhofen (Thionville), von da bis zu den Seen zwischen Chateau-Salins und Saarburg, endlich von diesen Seen bis zum obern Brenschthal in den Vogesen, etwas südlich vom Donongipfel. Diese Linie gibt im Ganzen und Großen die Sprachgrenze an: vieles Einzelne, was halb oder ganz französirt worden, namentlich in Städten an den großen Straßen, liegt hüben und drüben.

Wohl wäre es unserer nationalen Ehre ein Schlag ins Angesicht, wenn wir diese 300,000 Landsleute unter den Händen der Franzosen ließen. Mit Deutschland vereinigt, unter guter Verwaltung, wiedergegeben ihrem natürlichen wirthschaftlichen Verkehrsgebiet, wie bald würde ihre Anzahl sich verdoppeln!

Bedenken wir auch, der Elsaß und seine Vogesenmauer lassen sich leichter jenseits auf der lothringer Ebene, als in den Schluchten des Waldgebirgs vertheidigen.

Die Sprachgrenze schließt die deutsche Reichsstadt Metz aus. Sollen wir nun so arge Philologen sein, bloß deshalb die deutsche Reichsstadt, diese wichtige Stadt aufzugeben? Hören wir eher darauf, wie des Sonntags und an den Wochenmärkten das deutsch sprechende Landvolk aus der Umgegend nach Metz hinein strömt. Erinnern wir uns, daß dort auf einem der glänzendsten und bedeutendsten deutschen Reichstage die goldene Bulle Karls IV. verkündigt wurde, und die deutschen Kaiseradler noch auf den Kapellenthürmchen sitzen, neben dem Platze, der jetzt noch der Napoleonsplatz heißt. Vergessen wir nicht, daß weithin rings um Metz der Boden gedüngt ist vom Blute unserer Tapfern, geheiligt durch die Gräber unserer Söhne und Brüder. Sollen wir diesen geweihten Boden schänden lassen von dem Frevelmuth der Franzosen?

Die sehr starke Festung Metz liegt dicht vor unserer Grenze. Mit den andern beiden Festungen Toul und Diedenhofen zur Seite, wäre Metz für uns eine beständige Bedrohung und für einen später einmal sich wiederholenden Einmarsch, wo Frankreich sich besser ausgerüstet hätte, eine gefährliche Front.

Behielten wir aber Metz, so ließe sich der Mosellauf nicht entbehren. Denn gerade das linke Ufer dieses Flusses ist so erhöhet, daß es die Gegend beherrscht. Unterhalb Toul aber gibt es in dem breiten Waldgebirg viel Hindernisse für das Vordringen eines Heeres. Wir müßten also auch Nanzig behalten, und es bliebe zuletzt nichts übrig, als unsere Grenze wieder bis zu dem Waldgürtel der Argonnen vorzuschieben. Dann hätten wir allerdings eine gute Grenze gegen Frankreich; wir hätten eben nur unsere ehemalige natürliche Grenze wieder erreicht. Erst jenseits derselben beginnt das große Pariser Seinebecken, welches ein einheitliches Gebiet bildet und mit dem lothringer Maas- und Moselgebiet keine natürlichen Beziehungen hat.

Da hätten wir denn freilich den Grundsatz der nationalen Grenzen verletzt. Doch vielleicht könnte eine Ausnahme gerade für diesen lothringer Strich zuletzt auf Zustimmung hoffen von allen Nächstbetheiligten. Deutsche Art ist es nicht, eine fremde Sprache und Volksart mit Gewalt zu unterdrücken. Im Gegentheil, es würde uns freuen, wenn Nanzig, die schöne Stadt, die überall auf sonnige Fluren und grüne Anhöhen blickt, ein zweites Genf würde, eine Stadt, in welcher sich die solidere französische Bildung sammelte, da der Ruhm des alten schweizer Genfs zu erlöschen scheint. Die Lothringer aber, wenn der erste Stoß und Riß verwunden wäre, würden am Ende mit dem Tausche gar nicht so unzufrieden sein. Nirgends in Frankreich hätten wir mehr als bei ihnen auf freundliches Entgegenkommen, auf Verständniß unserer deutschen Sitte und Bildung zu rechnen. In Paris weiß man unsere Literatur und Wissenschaft bloß plump auszubeuten. Die Lothringer sind noch im Stande, sich gründlicher mit ihr zu beschäftigen. Im untern Rhonethal, noch mehr in der Normandie, vor allen aber bei den Lothringern ist der Herd jener Bestrebungen, deren Erfolg allein Frankreich heilen kann, nämlich die Decentralisation. Denn nimmer haben sie vergessen, daß ihr Land von Natur und Geschichte bestimmt ist, eine Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich einzunehmen, und daß sie deshalb einer gewissen provinziellen Selbstständigkeit bedürfen. Das Pariser Regiment ist ihnen grundverhaßt, und die Napoleonische Wirthschaft noch mehr. In irgend einer Weise mit Deutschland verbunden, könnten sie ihre lothringer Eigenart frisch und gedeihlich wieder entfalten.

VI.

Elsaß.

Wenn man vom Rhein links zu den Vogesen und rechts zum Schwarzwalde sieht, überschauet man eine der schönsten Stellen auf unserer Erde. Nur sehr wenige Länder gibt es, die so schön und anmuthig geschmückt sind, so sonnig hell und zugleich immer durchweht von frischer heilsamer Luft, deshalb so reich an Frucht und Gütern aller Art, deshalb

so bevölkert von fröhlichen, gescheidten, rastlosen Leuten, deshalb so geweihet durch eine uralte Geschichte und durch edle und große Menschen, die hier einst lebten und wirkten. Beide Uferlande sehen sich zum Verwechseln ähnlich, sie zeigen gleichen Anbau, gleichen Charakter in Volk und Städten und Dörfern. Sie sind zwischen ihren langen Bergwänden wie ein einziger weiter Festsaal, durch dessen Mitte ein langhin schimmernder Silberteppich gelegt ist.

Und dennoch von einander gerissen? Dennoch zwei feindlichen Staaten angehörig?

Ihre Trennung war kein leichtes Werk. Sie geschah nicht auf einmal, sondern in einem wohl durchdachten Gewebe von List, Gewalt und Unterdrückung, die hundert Jahre lang immer wiederkehrten. Lothringen ging durch zwei von einander weit entlegene Handlungen verloren, der eine Theil durch den Hochverrath des neuen sächsischen Kurfürsten, der zweite durch den verbrecherischen Leichtsinn seines eigenen Erbprinzen. Zu Entschuldigung hatten beide wenigstens so viel, daß sie hauptsächlich nur wälsches Land opferten. Elsaß aber ist ganz deutsch, es ist von Frankreich abgeschieden durch eine lange Gebirgsmauer, es hat mit Frankreich von Natur aus gar keinen Verkehr und ist allein auf das Rheinthal und übrige Dentschland angewiesen. Um so unnatürlicher ist die Abreißung, um so schwerer zu verstehen, wie dieser breite französische Einbruch in unser altglorreiches schönes Rheinthal möglich wurde.

Mit Ludwig XIV. begann das Werk, der Konvent beendigte es, durch den Wiener Kongreß wurde es besiegelt. Möglich aber war es nur durch die unselige Art kleiner und kleinster Staatsbildungen, wie sie in diesem gesegneten Lande wahrhaft wucherten. Da gab es eine Reihe wohlhäbiger Reichsstädte, da gab es grundreiche Bischöfe und Reichspröpste, da gab es Reihen von Fürsten, Grafen und Herren, und es fehlten auch die unabhängigen Reichsritter nicht, große Landestheile endlich waren noch im kaiserlichen Besitz. Der Elsaß war eine Musterkarte von historischem Eigenthum und deutscher Eigensucht: daran ging er zu Grunde.

Zuerst mußte das deutsche Reich als Preis des Friedens 1648 die alten Besitzungen unserer Kaiser im Elsaß, auf denen die Hohenstaufen so gerne gewohnt und gejagt und getagt, abtreten, nämlich die Landgrafschaft im Obern und Untern Elsaß, und die Voigteien über die Reichsstädte Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg, Landau und noch fünf kleinere. Der französische König trat an des Kaisers Stelle. Warum sollte er auch nicht? Deutsche und schwedische Kriegsknechte hatten ja im französischen Solde den Elsaß fürchterlich zugerichtet, ein deutscher Prinz, Bernhard von Weimar, hatte das Land für Frankreich erobert. Als der geniale junge Fürst und seine deutschen Hoffnungen vom Oberrhein französischem Gift erlagen, ging sein Heer an die Krone Frankreich über und mit ihm das schöne vielbesungene Land.

Die kaiserliche Voigtei über die zehn elsässischen Reichsstädte enthielt nichts weiter als die Oberherrlichkeit, Wohnungsfreiheit und eine Anzahl kleiner nutzbarer Rechte. Allein wie ganz anders wußte der König von Frankreich diese Erwerbtitel auszubeuten! Die Reichsstädte wurden eingeschnürt, daß ihnen der Athem verging. Unter des Würgers Händen nur einmal Luft zu schöpfen, ergab sich ihm eine nach der andern und sagte sich für immer los vom deutschen Reiche.

Noch stand die große Reichsstadt Straßburg in alter Freiheit da. So lange diese mächtige deutsche Burg ungebrochen, so lange gehörte Elsaß noch zu Deutschland. Da zogen plötzlich im tiefsten Frieden 1681 französische Truppen ins Thor und erklärten: Straßburg wäre eigentlich im westfälischen Frieden mit den andern Reichsstädten abgetreten, sein Name wäre nur vergessen. Der Bischof studirte eine Begrüßungsrede voll langathmiger Floskeln, der Rath war wie vor den Kopf geschlagen, die Bürgerschaft murrte, nur ein alter Schneider fragte: ob man denn die Kanonen auf den Wällen nicht laden könne?

Alsbald folgte das verruchte Rechtsspiel der Reunionskammern. Die französischen Beamten bewiesen der staunenden Welt, daß man aus längst vergessenen Rechten, über welchen eine neue Welt emporgewachsen war, noch glänzende reale Erfolge machen könne. Sie verneinten einfach die rechtshistorische Veränderung, die im stillen Lauf der Jahrhunderte vor sich gegangen. Die Fürsten und Grafen und die Herren Reichsritter, die Aebte und Pröpste und Komthure wurden vorgeladen, zu beweisen, daß sie nicht des Königs Unterthanen seien, sondern freie Männer des deutschen Reichs. Sie mußten ihre vergilbten Pergamente zum Gerichtshof der Reunion schleppen und froh sein, wenn er bloß diese behielt und nicht auch ihre Besitzungen dem König verfallen erklärte. Durch solche Künste wurden in Elsaß und Lothringen eine Menge Herrschaften, Städte und Dörfer unter

des Königs Hoheit gestellt. Sein sogenanntes Souveränetätsland erstreckte sich bis zur Queich in der Rheinpfalz.

Nach solchen Thaten hinterließ Ludwig XIV. Frankreich 23 Millionen stark, und noch mehr zusammen geschmiedet als früher. Auf den ungeheuren Druck folgte der ungeheure Ausbruch in der Revolution, und die errungene Volksfreiheit endigte im Heißhunger nach Ruhm und Länderraub. Der Konvent zog die letzten elsässer Gebiete der Fürsten, Grafen und Herren, die noch mit dem deutschen Reiche zusammenhingen, ohne Weiteres ein, und der Protest von Kaiser und Reich klang nur noch wie ein Seufzer, der in Paris mit Gelächter beantwortet wurde. Bald ging das ganze linke Rheinufer an Frankreich über, bald folgten die Eroberungen Napoleons. Im Jahr 1812 hatte er 50 Millionen Menschen unmittelbar unter seinem Scepter versammelt.

Aber es folgten auch die deutschen Freiheitsschlachten und der siegreiche Einzug in Paris. Unsere Fahnen flatterten wieder von der Höhe des Straßburger Münsters. Daß sie jemals wieder herunter sollten, daß nicht bloß Metz, sondern auch die gewaltige Festung Straßburg auf deutschem Boden uns ein Schwert in der Seite bleiben sollte, — das ahnte damals kein Einziger von all den hunderttausend deutschen Männern, welche den Einzug in Paris feierten. Allein es kam doch so. Nach all den deutschen Siegen war dies die stärkste Schmach, der größte Verlust, welche Deutschland erfuhr.

Den Russen und Engländern hatten wir es zu verdanken.

VII.

Andere Rechnungsposten.

Nicht bloß an Land und Leuten, auch an baarem Geld haben wir mit den Franzosen endlich einmal gründlich abzurechnen. Sie sollen vollständig zahlen, was uns der gegenwärtige Krieg kostet, und das aus zwei Gründen.

Sie — d. h. nicht bloß ihr Kaiser, sondern ohne Frage das ganze jauchzend ihm zustimmende Volk — haben uns ohne allen Anlaß, bloß aus Raub- und Ruhmsucht in einen Krieg gestürzt voll unabsehbarer Opfer.

Die Opfer, die wir bringen müssen, sind andere und edlere, als die Franzosen sie kennen. Denn unsere Soldaten und Offiziere sind aus der Blüthe des Volkes genommen, die französischen Soldaten und Offiziere aber nur eine Art von verhärtetem Auswurf der Nation. Unsere Heere sind das Volk selbst in seiner besten Manneskraft, die französischen Regimenter — die Mobilgarde ist ja kaum zu rechnen — haben sich wieder in Söldner und Landsknechte verwandelt, die ihre Haut verkaufen und auf kein Familienleben mehr rechnen. Der französische Offizier kennt keine andere Heimath mehr als sein Regiment, aber eine anständige Dame scheuet sich, mit ihm über die Straße zu gehen, wenn er in Uniform ist. In einem solchen Heere konnten Turkos Kameraden sein.

Es ist aber noch in Aller Gedächtniß, wie entsetzlich die Franzosen in den Kriegen der Republik und des ersten Napoleon zwanzig Jahre lang unser Land bis aufs Blut aussaugten, mit welch reichem Erfolg sie officiellen Raub und Privatraub betrieben. Rechnete man einmal all die Kontributionen zusammen, welche sie damals erbarmungslos aus den deutschen Ländern erpreßten, so würde eine so ungeheure Summe herauskommen, daß Alles dagegen gering erschiene, was Frankreich 1814 und 1815 zahlen mußte. Mehr aber noch stahlen die Einzelnen. Die Generäle und Obersten, die Kriegs- und Civilkommissäre, die Offiziere und Soldaten, Alles stahl, stahl täglich bis zum letzten Fußknecht hinunter. Jeder Krieg aber, welchen die Franzosen auf deutschem Gebiete führten, trug denselben Charakter als Raubkrieg im Großen und Kleinen. Das geht bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinauf, und man kann in Wahrheit sagen, Frankreich ist durch Plünderungen an den Deutschen reich geworden. Von dem großen Kapitalreichthum, den die mittleren und höheren französischen Familien besitzen, rührt noch jetzt ein ansehnlicher Theil ursprünglich aus deutschem Raube her.

Wir werden natürlich nicht mehr darauf zurückgreifen, jedoch das liegt zu Tage, daß die Franzosen, was die Kosten des gegenwärtigen Kriegs betrifft, keinen Anspruch auf gütige Schonung haben.

In erster Reihe stehen die baaren Auslagen für Ausrüstung und Verpflegung all der Hundert-

tausende Soldaten, die nach Frankreich gezogen und die zu ihrem Ersatz in Deutschland unter die Fahnen getreten. Dazu kommen die Reise- und Verpflegungskosten der Verwundeten und der Gefangenen.

In zweiter Linie stehen die Entschädigungen für direkte Verluste, welche durch feindliche Handlungen während des Krieges den Deutschen zugefügt würden, als da sind die Kapereien von Schiff und Gut, die Bombardirung von Saarbrücken und Kehl, die großen Verluste unserer aus Frankreich ausgetriebenen Landsleute, die Verluste anderer Deutschen, die dort mißhandelt und um ihr Vermögen gebracht wurden.

Welche Familien aber erleiden den größten Verlust? Die, deren Ernährer im Felde geblieben, oder zu Krüppeln geschossen sind. Wenn irgendwo eine angemessene Entschädigung recht und billig, so ist sie es in diesem Fall.

Damit hängen die Leibrenten zusammen, welche den im Felde invalid Gewordenen zu zahlen sind. Auch diese geben nur geringen Entgelt für einen Schaden, welchen der Feind angerichtet hat, und es ist billig, daß er dafür einstehe.

Es sind das Grundsätze, die vielleicht hart oder ungewöhnlich klingen. Allein endlich einmal muß man den Herrschern und Völkern, welchen es wieder gelüsten sollte, einen offenbar ungerechtfertigten Krieg anzufangen, doch durch ein Beispiel zeigen, daß sie für das Unheil, welches sie anrichten, zahlen müssen mit ihrem eigenen Gelde. Der gegenwärtige Krieg aber ist in seinem ganzen Grund und Beginn nichts Anderes als ein ungeheurer Frevel der Franzosen. Wir gehen deshalb noch einen Schritt weiter und verlangen, daß sie auch die Einbußen vergüten, die unser Nationalwohlstand durch diesen Krieg erleidet. Wenigstens einigen Anhalt dafür geben die Procente, welche die deutschen Staaten an den Kriegsanlehen verlieren, und die Berechnung dessen, was der Soldat hätte verdienen können, wenn er ebenso lange in seiner Heimath gearbeitet hätte, als er jetzt bei der Fahne stehen muß.

Frankreich wäre reich genug, das Alles zu bezahlen. Sollte es aber vor der Höhe der Rechnung gar zu sehr erschrecken, so wäre zu ihrer Ausgleichung auf einen Besitz zu verweisen, der in seinen Händen wenig bedeutet, für uns aber besondern Werth hat. Wir meinen einige kleine überseeische Kolonialländer, die unsern Schiffern und Kaufleuten vortheilhafte Haltepunkte für ihre Fahrten und Unternehmungen in fernen Ländern und Meeren abgeben würden. Den Franzosen ist bekanntlich ein gewisses Ungeschick angeboren, in Kolonien etwas vor sich zu bringen. In solchen halbwilden Ländern kommt Alles auf Verstand und Arbeitstüchtigkeit des Einzelnen an, während der Franzose nur dann etwas leistet, wenn er im großen Haufen gut kommandirt wird. Aufschwung nahmen die großen französischen Kolonialländer Canada, Louisiana und andere erst dann, als sie unter englische oder nordamerikanische Herrschaft kamen. Die Deutschen, bekanntlich gute Kolonisatoren, werden aus den französischen überseeischen Besitzungen nicht weniger machen.

Als solche aber würden vorzugsweise in Betracht kommen: die kleinen Antillen Martinique und Gouadeloupe; die Inseln Réunion (Bourbon) unter den Maskarenen und Ste. Marie bei Madagaskar; die Handelsposten und Niederlassungen in Senegambien; unter den Marquesasinseln Neukaledonien und unter den Freundschaftsinseln, so weit sie unter französischem Schutze stehen, Tahiti, endlich in Vorderindien Pondichery und Carrical oder Yanaan an der Ostküste. All die größeren Besitzungen, wie Algerien und Guyana, würde dagegen Frankreich behalten.

Wollte es uns auf Abrechnung der Kriegskosten mit den Kolonien zugleich auch eine Anzahl seetüchtiger Kriegsschiffe abgeben, so brauchten wir sie nicht erst zu bauen.

Noch an einen andern Posten darf erinnert werden. Die französischen Generäle und Beamten bewiesen in den Napoleonischen Kriegen ungemein viel Geschicklichkeit, aus deutschen Kunstsammlungen, Bibliotheken und Archiven die Kleinodien zu ihrem eigenen Vortheil verschwinden zu lassen. Ein anderer großer Theil wurde als Staatsgut nach Paris gebracht und später von den Deutschen zwar wiedergeholt, jedoch blieb nicht wenig zurück. Endlich findet sich in den Pariser Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen vieles Werthvolle, das Elsaß und Deutschlothringen auf höheren Befehl hergeben mußten. Es sei z. B. nur an die Abtheilung des Archivs des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten erinnert, welches über die französisch-deutschen Kriege und Gesandtschaften seltene lichtgebende Aktenstücke enthält, die theilweise aus lothringischen und elsässer Archiven herstammen. Es ist selbstverständlich nicht daran zu denken, Stücke, welche durch rechtmäßige Erwerbung oder durch rechtsverjährten Besitz Eigenthum der Pariser Staatssammlungen geworden, gewaltsam daraus wegzunehmen. Wohl aber möchte es sich der Mühe lohnen, der Herkunft der aus Deutschland

stammenden Stücke nachzuforschen, und ob sie etwa 1815 den deutschen Kommissarien verheimlicht sind? Wir erinnern an die Manessische Liedersammlung, an die Straßburger Chronik von Königshofen, an die Handschriften des Schwabenspiegels und Anderes mehr auf der kaiserlichen Bibliothek. Vielleicht läßt sich die Abtretung der für Deutschland werthvollen Stücke mit leichter Mühe in die Friedensartikel hineinbringen.

VIII.

Wie Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden.

Aus dem Ueberblick des Standes von Schuld und Forderung, von geographischen und geschichtlichen Verhältnissen zwischen Deutschland und Frankreich ist — abgesehen von den Geldentschädigungen — so viel klar geworden, daß

1) der ganze Elsaß wieder zu Deutschland gehören muß. Von dieser Forderung kann auch nicht das kleinste Dorf oder Bergthal abgelassen werden. Und wenn ganz Europa sich dagegen auflehnt, hierbei müssen wir stehen und fallen. Daß ein sehr kleiner Theil von Elsaß, das Rappoltsteiner Gebiet, noch altromanische Bevölkerung enthält, kann uns nicht irren, da sich dieses Stück unmöglich aus dem Lande herausschneiden läßt.

2) Deutschlothringen mit Metz, dem großen verschanzten Lager, und dem kleinen Stück vom französischen Luxemburg, welches Ludwig XIV. in Besitz nahm, ist die zweite Forderung, ohne deren Zahlung unsere Truppen Paris nicht verlassen dürfen. Wir können das große Ausfallthor zu Metz, das beständig gegen Deutschland gerichtet war, und diese altberühmte Stadt, die einst unter den vornehmsten deutschen Reichsstädten zählte, ebenso wenig in Händen der Franzosen lassen als eigene Landsleute.

In Elsaß und Deutschlothringen aber muß man das Französische mit Stumpf und Stiel auskehren. Wäre nicht wenigstens so viel der Preis und Erfolg dieses furchtbaren Krieges, so würde es eine Ungerechtigkeit sein gegen uns selbst und unsere Kinder, die sich an Deutschland bitter rächen würde

Aber — wendet das sanfte deutsche Gewissen ein — die Elsässer und Lothringer wollen ja nicht wieder deutsch werden, sie haben unsere Soldaten gar nicht freundlich aufgenommen. Wo denn in aller Welt nimmt Bürger und Bauer fremde Soldaten, die ins feindliche Land dringen, mit offenen Armen auf? Hunger und Kummer bringt ihnen dieser Krieg, einen plötzlichen Bruch mit all ihren Gewöhnungen und eine dunkle Zukunft voll düsterer Sorgen. Elsässer und Lothringer sind ja schon einige Menschenalter hindurch französisch, sie haben mit den Franzosen die hochschwellenden Hoffnungen und die blutigen Kämpfe der Revolution durchgelebt, die Napoleonischen Siege betrachten gerade sie als ihren Ruhm und ihr Eigenthum, endlich hat sich das Selbstgefühl der Franzosen, die sich auch in den letzten hundert Jahren als die Ersten in Europa fühlten, nirgends stolzer aufgebläht als gerade in diesen Grenzländern. Wie können sie über Nacht wieder nun deutsch werden? Und dann ist Eins nicht zu vergessen, das ist die dicke französische Unwissenheit, die über diesen Ländern lagert. Sie leben in den lächerlichsten Vorstellungen von uns, als bestände ganz Deutschland nur aus einregimenterten Fürstenknechten, die unter schweren Steuern stöhnen und nirgends in der Welt recht geachtet sind. Wir haben ja gesehen, wie die gröbsten Lügen hafteten, welche ihnen ihre französischen Beamten von unsern Truppen aufbanden. Wie sollten sie sich sehnen, unter deutsche Herrschaft zu kommen? Diese Deutsch-Franzosen befinden sich jetzt in einer ganz unseligen Lage. Ihre Erinnerungen sind französisch von Kindes Beinen an, von Deutschland waren sie wie abgeschnitten, ihre Regiernng belügt und drängt und preßt sie, auf daß sie ihren Patriotismus zeigen sollen. Sie können zuletzt nicht anders, als wider den eindringenden Feind Partei ergreifen, und wenn sie es einmal gethan, sind sie wieder deutsch genug, um ihr inneres Volksgewissen betäuben zu müssen, und werden nun rein des Teufels.

Aber deutsch von Art und Natur, kerndeutsch ist der Grundstock dieses Volkes bei alledem noch jetzt. Schreiber dieses ist in Elsaß und Lothringen als junger Student und dann wieder als gereifter Mann umhergewandert und mußte freudig die Beobachtung machen, daß in der ganzen Zwischenzeit sich hier die deutsche Sitte und Sprache wenig verändert hat, trotz-

dem daß in unserer rasch lebenden Zeit ein Menschenalter viel wiegt, trotzdem daß die wälschen Schulmeister jedes Jahr berichten mußten, wie viel deutsche Kinder sie wieder französisch gemacht hätten. Wahrlich, was so wenig seine Natur verändert hat, obgleich es so lange in dem großen brauenden französischen Schmelztiegel lag, das muß innerlich noch fest und gesund sein, daß es wieder grünen und blühen kann. Was von französischem Wesen sich kund gibt, ist nur äußerer Lack und Firniß. Nur etwas darauf geklopft, daß der Lack Sprünge und Risse bekommt, und man wird sich wundern, wie rasch er abfällt. Die alte deutsche Reichsstadt Landau war ja länger als anderthalbhundert Jahre französisch: keine Spur ist davon übrig geblieben, als der Wunsch junger Leute, sich in Paris einmal ein paar lustige Wochen zu machen.

Deutsche Sprache wieder in allen Aemtern, Gerichten und Zeitungen, fest auftretende, aber redliche deutsche Beamte an Stelle der großen und kleinen französischen Paschas, unter denen so viele Windbeutel waren, Befreiung der Konfessionen, namentlich der Protestanten, von jeder Art Polizeidruck, — gute deutsche Schulen auf allen Dörfern — wohlbesetzte Gymnasien und eine deutsche Universität wieder in Straßburg — endlich die Ansiedlung unserer jungen Kauf- und Gewerbsleute erleichtert, wir haben in ihnen ja einen Ueberschuß von Verstand, Vermögen und Unternehmungslust: — das sind die Mittel, welche in ungeahnt rascher Zeit Elsaß und Lothringen wieder deutsch machen werden.

Erst wenn sie ein paar Jahre wieder unser sind, wird es ihren Bewohnern wie Schuppen von den Augen fallen und sie werden dankbar die großen Vortheile erkennen, die Deutschland bietet. Wie wird ihr Geist und Gemüth wieder aufleben, erfrischt und gekräftigt durch deutsche Luft! Wie wird ihnen deutsche Zucht, Familiensinn, religiöser Ernst wieder wohlthun, gegenüber dem leichtfrevelnden Leichtsinn der Franzosen! Der ächte Elsäßer und Deutschlothringer hielt sich in seines Herzens Grunde doch für einen bessern Mann als den Wälschen: wenn das Deutsche wieder angesehen und vornehm ist im Lande, kann er zeigen, wie viel tüchtiger es ist als das wälsche Spielen und Scheinen. Steht denn etwa das deutsche Volk an hoher und allgemeiner Bildung, an schöner Humanität, an reich blühender Kunst und Wissenschaft hinter dem französischen zurück? Läßt sich die allgemeine Freiheit der Person, der Presse und Vereine, die bei uns herrscht, läßt sich die berechtigte Macht der deutschen Kammern und Parlamente etwa vergleichen mit Napoleonischer Polizei- und Schreckenswirthschaft? Strenge und billige Gerechtigkeitspflege und eine wohlgeordnete Verwaltung, die bis ins letzte Dorf sich förderlich fühlbar macht, wird die französischen Einrichtungen wohl selten mehr zurückwünschen lassen. Wenn aber Elsaß und Lothringen in die Segnungen des Zollvereins, in sein großes weites Handels- und Verkehrsgebiet eintreten, wenn sie mitergriffen werden von dem fröhlichen Fleiß und den raschen Fortschritten, die bei uns alle Erwerbszweige beleben, so werden sie auch nicht mehr jammern, daß sie den französischen Markt verloren hätten. Auch unser volkswirthschaftlicher Aufschwung steht erst in seinem Beginne. Eine neue gewaltige Werklust strömt durch das ganze Volk. Frankreichs Adler liegen zu Boden und über seine Gefilde fällt der rothe Wiederschein des Sonnenaufgangs der deutschen Nation: — es läßt sich noch gar nicht ermessen, bis in welche Länder und Meere sie ihre Erwerbsgebiete ausdehnen wird.

Aber — so hören wir wieder die deutsche Sorge und Fürsicht reden — wer soll denn Elsaß und Lothringen übernehmen? Nun, dafür lassen wir die Herren im Hauptquartier sorgen. Sie verdienen wohl das Vertrauen, daß sie es gescheidt einrichten werden, es gibt ja viele Wege dazu.

Entweder nimmt Preußen ganz Elsaß und Lothringen allein unter seine mächtige Hut, und die süddeutschen Staaten werden anderweit entschädigt. Das würde natürlich bei all den fremden Mächten den heftigsten Widerspruch hervorrufen. Diese werden vielmehr, wenn sie einmal darauf verzichten müssen, die deutschen Provinzen für Frankreich zu retten, es darauf anlegen, daß sie in einem neuen Mittelstaat vereinigt werden unter eigenen Fürsten. Vielleicht aber wird eine Theilung beliebt: Preußen bewacht Metz und Lothringen. Bayern dehnt sich zwischen der Saar und dem Rhein bis weit hinauf in den Elsaß hinaus. So gut das bayerische Landau einst unter den elsäßer Reichsstädten zählte, so gut können jetzt elsäßer Städte zu Rheinbayern gehören. Statt der Lauter gibt es weiter oben liegende Flüsse, die quer den Elsaß durchschneiden. Die Straßburger möchten ihr bisheriges französisches Loos wohl am liebsten vertauschen mit der Selbstregierung in Hamburg oder Lübeck. Das übrige herrliche Elsaß würde die Freude von Baden werden. Würtemberg könnte sich

über Konstanz und den badischen Seekreis und die hohenzollernschen Lande ausdehnen: dann wäre das Schwäbische wieder schön beisammen. Vielleicht entschlösse man sich auch in Karlsruhe, diese schöne, aber etwas langweilige Residenz mit dem lebensvollen Straßburg zu vertauschen und Bayern sein altpfälzisches Neckarthal, die Verbindung mit seiner Rheinpfalz, wieder zu geben. Selbst für Hessen würde sich wohl eine Belehnung im Nahethal finden lassen.

Kurzum es gibt der Mittel und Wege viele, wie Elsaß und Lothringen mit Deutschland zu verbinden. Das wird schon aufs Beste besorgt werden. Die Hauptsache ist jetzt nur die, daß Preußen und die vier süddeutschen Staaten sich diese Lande auf immerdar abtreten lassen, und zwar unter keiner andern Bedingung, als daß sie fortan als ächte Glieder der deutschen Nation vollständig an deren politischem, wirthschaftlichem und geistigem Leben Theil nehmen.

IX.

Nothwendigkeit der Schwächung Frankreichs.

In solchen weltgeschichtlichen Tagen aber, wo sich Jahrhunderte des Völkerlebens in einen Blick zusammendrängen, möge man die Augen auch ganz und groß aufmachen und nicht bloß an das denken, was uns zunächst am Herzen liegt.

Dieser Krieg, der Deutschland in den Tiefen seiner Volksseele gepackt hat, offenbart uns zugleich dunkle Abgründe im französischen Volkscharakter. Ein giftiger Haß, der wie ein Tiger auf alles Deutsche springt, was er nur erreichen kann, und das Unschuldigste nicht schont, eine tiefe, kalte Grausamkeit und Verachtung tritt uns überall entgegen, gleichsam als wären wir Barbaren, die sich unterständen, die edlen und hochgebildeten Bewohner von Frankreich mit Krieg heimzusuchen.

Vier Wochen nach ihrer Kriegserklärung flüchtet ihr Kaiser im schmutzigen Bahnwagen, in sechs Schlachten werden ihre Heere zertrümmert, und Paris blickt zitternd von seinen Wällen, ob schon die deutschen Fahnen zahllos am Horizont heraufsteigen. Wo aber zeigt sich auch jetzt noch nur eine Spur von Selbsterkenntniß bei diesem Volke? Wo ist es nur eines einzigen hellen Blickes in seine wirkliche Lage mächtig? Seine verständigsten Männer sagen, unser Unglück rührt bloß daher, daß wir nicht genug vorbereitet waren und der Oberfeldherr Fehler machte. Mit zusammengerafften Volkshaufen, ohne Waffen, ohne Plan und Führung will man unsern wohlbewaffneten Heeren widerstehen. Man schreiet Schreckmittel aus, man überbietet einander in den fürchterlichsten Redensarten, als sollte und müßte dergleichen helfen. Unsere Leute in Frankreich entsetzen sich vor diesem beinahe kindischen Selbstgefühl, vor dieser grauenhaften Unwissenheit des Volks. Seine Regierung kann ihm das Tollste und Empörendste von den Deutschen sagen, es wird gläubig angenommen. Als die deutschen Heere sich schon Paris näherten, glaubten noch gebildete Franzosen, die Deutschen seien nur nach Frankreich hinein gelockt, damit keiner entfliehen könne, wenn alle miteinander niedergemacht würden.

Täuschen wir uns nicht, wir haben es hier mit einer tiefen und tückischen Krankheit, mit der Geisteskrankheit eines ganzen Volkes zu thun, aus der sich noch Entsetzliches entwickeln kann. Es ist der Größenwahnsinn, jene Krankheit, die gerade in unserer Zeit so sehr die Irrenhäuser bevölkert. Hier zeigt sich ein ganzes Volk davon unheilbar ergriffen. Es leidet an der fixen Idee von der alle Völker überragenden Größe und Geisteskraft des eigenen und befindet sich in vollständiger Verblendung darüber, daß die Mittel dazu fehlen. Wir haben es hier nicht mehr mit dem Verstande und Gefühl eines besiegten Volkes, sondern gleichsam einer wilden Naturkraft zu thun, gegen deren unbezähmbare Ausbrüche wir uns vorsehen müssen.

Mögen die Franzosen jetzt knirschend vor Wuth den Frieden unterschreiben, den wir ihnen diktiren, vom selben Augenblick an werden sie in Hochmuth und Selbstverblendung, in unersättlichem Haß und Grimm rastlos nur daran denken und arbeiten, wie sie den Frieden brechen und Rache nehmen. „Selbst der beste Friede mit Frankreich ist nur ein stummer Krieg“, sagte schon Prinz Eugenius. Und jetzt, wo die Eitelkeit der Franzosen auf das Blutigste gefoltert ist, wo sie Schlacht auf Schlacht verlieren und nicht vom ganzen Europa, sondern nur von Deutschland allein den Fuß auf ihrem Nacken fühlen, — wie heiß und hastig und un-

aufhörlich werden sie nun bei allen Völkern stören und wühlen, um Europa wider uns in Brand zu setzen, und wenn es gelänge, o wie gräßlich würde ihre Rache sein!

Bei einer solchen Lage der Dinge müssen wir bloß mit dem kühlen Verstande rechnen. Wir haben unter allen Völkern, das ferne Nordamerika ausgenommen, keinen wahren Freund. Alle ohne Ausnahme sind voll Bangen und Unruhe, voll Neid und Mißgunst erfüllt über das gewaltige Aufsteigen unserer Nation. Keinen Augenblick dürfen wir den Gedanken fahren lassen, daß früher oder später gegen uns eine Kriegsverbündung mehrerer Völker fertig wird, deren Heerschaaren von allen Seiten über uns hereinbrechen. Wir müssen also, dazu nöthigt uns das einfachste Nachdenken, jetzt das uns gefährlichste Volk, wo und wie wir es können, schwächen und verkleinern. Wir müssen unsere Westgrenze gegen dasselbe so stark als möglich zu machen suchen, damit sie uns den künftigen Krieg wenigstens erleichtere, wenn wir ihn doch einmal nicht sollten vermeiden können.

Allerdings erleidet Frankreich, wenn es Elsaß und Deutschlothringen herausgibt, schon eine beträchtliche Einbuße. Wir bringen weniger in Anschlag, daß ihre Bewohner etwa zusammen beinahe 1½ Millionen ausmachen, daß diese Volkszahl 40—50,000 Soldaten stellt, daß um ebenso viele Soldaten das deutsche Heer gestärkt und das französische vermindert wird. Wir wollen auch nicht einmal besonders abwägen, wie viel Nationalreichthum gerade in Elsaß und Deutschlothringen steckt. Auf Eines aber ist vorzüglicher Werth zu legen: Frankreich verliert an den Elsäßern und Lothringern gerade Deutsche. Im ganzen Lauf der Geschichte ist leicht zu erkennen, wie die französische Politik stets lieber nach deutschem Lande als nach französischem oder wallonischem trachtete. Sie wußte wohl, was Frankreich fehlte, nämlich Zufluß guter deutscher Kräfte. Der französische Staat bezog bisher aus seinen deutschen Provinzen eine Unzahl von guten Beamten, Industriellen, Künstlern und Gelehrten. Die Namen Claude Lorrain, Auber, Rachel, Haußmann, Schneider sind bekannt. Es würde aber eine ganz hübsche Zahl Deutscher herauskommen, wenn man sie Alle in den französischen Amtszimmern, Fabriken und Kunststätten aufsuchen wollte. Bekanntlich nehmen sich auf den Karten, welche die Departements, je nachdem ihre Bewohner mehr oder weniger lesen und schreiben können, heller oder dunkler schattiren, die deutschen Striche am meisten licht und vortheilhaft aus.

Am schwersten aber wird Frankreich den Verlust von elsäßer und lothringer Kriegsvolk verschmerzen. Denn dies gab ihnen nicht nur in Hülle und Fülle die kriegsharten Landsknechtsnaturen, die als guter Kern und Halt in alle französischen Truppen eingemischt wurden; Elsaß und Lothringen stellten auch vorzugsweise gute Unteroffiziere, noch mehr, sie hauptsächlich stellten das Streitvolk. Wie dürftig wird es künftig mit der französischen Kavallerie aussehen, wenn sie nur noch aus der Normandie feste und gewandte Reiter holen kann.

Elsaß hat nun eine gute Naturgrenze an seinem langgestreckten Westgürtel des Wasgauwaldes (Vogesen). Desto schlimmer aber wäre es in dieser Beziehung mit Deutschlothringen bestellt; die deutsche Sprachgrenze verläuft hier bald in Wald und Wiese, bald auf ebenen Feldern. Ohnehin wird sich bloß nach der Sprache die Grenze nicht leicht durch jene Striche ziehen lassen, in welchen das Deutsche schon stark mit dem Französischen gemischt ist. Es wurde aber schon oben wiederholt betont, daß unsere althistorische Grenze in Lothringen zugleich eine gute Naturgrenze ist. Es sind dies die langen Züge des öden und unwegsamen Argonner Waldgebirgs, die sich zwischen der Maas auf der einen, der Aire, der Aisne und der Marne auf der andern Seite bis zum Plateau von Langres erstrecken. Alles, was jenseits liegt, auch das alte Herzogthum Bar le Duc könnte den Franzosen verbleiben. Dies also, die lothringer Naturgrenze ist dasjenige Ziel, welches wir in diesem Kriege nächst Elsaß und Lothringen aufstellen müssen und, so Gott will, erreichen.

Im Ganzen aber würde Frankreich am Elsaß etwas über 1 Million, an Lothringen nahe 1¼ Millionen einbüßen, zusammen also etwa 2¼ Millionen, während Frankreich noch über 34 Millionen übrig blieben.

Außer Elsaß und Lothringen sind alle andern Eroberungen Frankreichs minder werthvoll für uns, wenn auch sehr wohl der Erwägung werth.

Zunächst kommt Dünkirchen und das vlämisch-deutsche Stück des Departements du Nord in Betracht, sodann der wallonische Theil dieses Departements mit Lille, Valenciennes und Cambrai, endlich drittens das Artois. Ob und wie viel Frankreich von diesen Landestheilen abtreten soll, ob dadurch Belgien zu vergrößern, ob Dünkirchen mit Umgegend vielleicht einer andern Macht zum Wachehalten zu übergeben sei, sind

Fragen, die wir uns hier nicht zu entscheiden trauen. Wohl aber möchte die Angelegenheit dieser belgischen Vorlande dazu angethan sein, die Entscheidung so zu treffen, daß das deutsche Luxemburg, den an Belgien 1830 abgetretenen Theil eingeschlossen, ausgewechselt würde und wieder vollständig zu Deutschland käme. Wir fügen noch die Bemerkung dazu, daß das schmale Departement du Nord 1,200,000 Einwohner, während das Departement Pas de Calais (Artois) nur 700,000 zählt.

Eine andere Eroberung von Ludwig XIV. ist das schöne Hochburgund, welches jetzt in den beiden Departements Doubs und Jura beinahe 600,000 Einwohner zählt. Es ist oben darauf hingewiesen, wie diese herrlichen Landschaften durch Gebirgszüge von Frankreich getrennt und sowohl ihrer wichtigen Lage, als auch ihrer Volksart wegen mit Deutschland noch vereinigt waren, als das mittlere und untere Rhonethal längst zu Frankreich gehörten.

Jedenfalls möchte sich die Grafschaft Mümpelgard (Montbéliard), die, zwischen der Schweiz und der Freigrafschaft gelegen, so hübsch den Sundgau umfaßt, dazu eignen, daß man ihre Wiedererwerbung näher ins Auge faßt. Würtemberg hat dieses Land erst vor 68 Jahren verloren und es stand sich niemals schlecht unter schwäbischer Herrschaft. Der Konvent hatte es ohne Weiteres an sich gerissen und der Lüneviller Friede den Raub bestätigt.

Wie wichtig der Besitz dieses anmuthigen Landes, welches in dem großen offnen Durchgangsthor zwischen dem Rhein und der Rhone liegt, darauf muß man wiederholt die Blicke lenken.

Ein Wort aber, welches all die hier einzeln erwähnten Landschaften zusammenfaßt, würde wie ein Donnerwort des bleichen Schreckens durch ganz Frankreich tönen. Dies Wort lautet: Gebt die Eroberungen Ludwigs XIV. heraus! Die große Mehrzahl der gebildeten Franzosen kennt von ihrer ganzen Landesgeschichte eigentlich nur noch zwei Punkte: die Revolution mit Napoleons Kriegen, und die glorreiche Zeit des sogenannten großen Königs. Im Ruhm und Glanz dieser beiden Zeitabschnitte schwelgten sie unaufhörlich und nicht mit Unrecht. Durch die Eroberungen der Revolutions- und Kaiserheere machten bereits die Jahre 1814 und 1815 einen dicken schwarzen Strich. Wenn jetzt dem größten Ruhm und Verdienste, welche Ludwig XIV. in den Augen der Franzosen hat, ein Gleiches geschieht, wenn im Augenblick, wo Deutschland es wirklich will, und zwar nur Deutschland allein, all das Mühen und Ringen des größten unter den französischen Königen als ein historischer Schnitzer erscheint, so trifft das die Franzosen ins Herz, und sie werden einige Zeit brauchen, um sich so weit zu erholen, daß sie nicht ihre ganze neuere Geschichte wie mit einem Mal ausgelöscht betrachten.

Uebrigens umfassen all die von Ludwig XIV. eroberten Länder — Artois, Dünkirchen mit dem vlämischen, Lille mit dem wallonischen Flandern, das französische Luxemburg, der Elsaß und die burgundische Freigrafschaft Mümpelgard, endlich auch Lothringen dazu gerechnet, im Ganzen $4^3/_4$ Millionen Einwohner und 912 QM.; Frankreich wäre alsdann bis auf $34^1/_4$ Mill. Einw. und 8,806 QM. verringert. Von 86 Departements behielte es noch 77. An Bevölkerung hätte es ein Siebentel, an Flächeninhalt ein Zehntel verloren. Dies würde allerdings schon eine Schwächung sein, deren moralischer Eindruck noch schwerer wiegt als der Verlust an Land und Leuten.

Eine Zerstückelung Frankreichs aber wäre auch dann noch nicht eingetreten. Eine solche würde erst beginnen, wenn das für sich stehende Rhonegebiet abgelöst und zu einem selbstständigen Mittelstaat erhoben würde. Die Androhung einer solchen Abtrennung möchte geeigneten Falls als Schreckmittel zu verwerthen sein.

X.

Deutschlands Machtstellung.

Die Denkenden unserer Nation, die tiefer Denkenden vielleicht in ganz Europa beschäftigt jetzt nicht bloß der Krieg und wie viel er Frankreich kosten muß. Es sind die unermeßlichen, noch gar nicht übersehbaren Folgen, die sich aus diesen August- und Septembertagen für die europäische Politik und die Fortbildung der Menschheit entwickeln. Es zittert etwas in der Luft umher wie Morgenwehen und Morgengrauen, es ist die Ahnung des nahenden Aufgangs des lichtgewaltigen

Tagesgestirns. Ja, es sind diese Tage, so Gott will, der zweite herrliche Sonnenaufgang des deutschen Volkes.

Jahrhunderte der unaufhörlichen Kämpfe, der Lüge und Verwirrung, des allwärts zuckenden Geistes der Revolution hören auf, und allmählig kehrt Alles in seine natürliche und richtige Ordnung zurück. Denn in einem Organismus — die europäischen Völker und Staaten sind aber ein lebendiger Organismus — hängt das Wohlbefinden Aller von dem Gesundheitsstand in der Mitte ab. Die Mitte umfängt den Schlußstein, der das Ganze im Gleichgewicht hält. Das Herz Europa's war krank, und deshalb litten alle Glieder. Der Schlußstein des europäischen Staatssystems war zerrissen und zerklüftet, und deshalb war Unruhe und Schwanken aller Orten. Wenn aber das Volk der Mitte seine alte Gesundheit und Stärke wieder gewinnt und in seine alten natürlichen Verhältnisse zurückkehrt, dann wird auch Europa wieder Frieden und Gesundheit erlangen.

Wie oft hat man Deutschland die große Gedankenwerkstätte von Europa genannt! Die unsichtbare geistige Strömung trifft von allen Enden des Weltalls in der Mitte zusammen; hier muß das Beste, was die verschiedenen Völker an Kultursaat hervorbringen, verarbeitet werden. Aber von hier muß auch deutscher Geist nach allen Seiten hin ausstrahlen; das deutsche Volk muß nach allen Richtungen hin etwas von seinem geistigen Wesen abgeben und deshalb nothwendig eine gewisse geistige Herrschaft ausüben.

Die centrale Lage aber, durch welche die europäischen Völker rings um Deutschland gruppirt sind, setzt es auch in die eigenthümliche Lage, daß es entweder von allen Völkern zu gleicher Zeit politischen Druck erleiden oder zu Zeiten ihren Meister spielen muß. Sobald sie sich recken und ausdehnen wollen, streben sie alle der offenen Mitte Europa's zu. Um ihre Machtstellung in Europa zu behaupten, müssen sie ihren Einfluß in Deutschland behaupten. Deshalb durchkreuzt und bekämpft sich auf deutschem Boden ihre Politik, und deshalb schicken sie beständig nach der Mitte Europa's hin ihre Heere, um dort die entscheidenden Schlachten zu schlagen. Waren wir in den letzten fünfzig Jahren — Dank sei wenigstens so viel dem deutschen Bunde — stark genug, um die Fremden von unsern Grenzen abzuwehren, so ist es jetzt wohl an der Zeit, daß die deutschen Interessen wieder mit obenan stehen in Europa.

Deutschland folgt fortan nur seinem eigenen Willen, und die europäischen Mächte ketten fortan ihre Beschlüsse mehr oder weniger an den deutschen Willen an.

Deutschland wird wieder das Hauptland und sein Volk führt die Hegemonie in der europäischen Politik.

Deutschland vorzugsweise wird die kirchlichen und socialen Kämpfe entscheiden, welche die Gegenwart mit so viel Unruhe erfüllen.

In dieser Richtung etwa gehen die Ideen, die dunkel, aber hoffnungsreich über dem neuen starken Deutschland schweben, voll ernster Pflichten, aber auch voll hoher Ehren.

Erheben wir uns also auf die Höhe dieses Bewußtseins. Erfüllt von der Weihe und dem Ernste des großen Berufs des deutschen Volks nehmen wir ohne Lärm und Geschrei, aber fest und ruhig unsere althistorische Stellung wieder ein.

Wenn der eherne Schritt unserer Heere durch ganz Europa dröhnt, daß ringsum die alten Diplomaten zittern und Fürsten und Generäle sich einander verdutzt anschauen, — wenn Ereignisse so unerhört geschehen, daß sie nur dem Untergange des Napoleonischen Heeres auf den russischen Eisgefilden zu vergleichen, — wenn diese Ereignisse, nächst Gottes Hülfe und Gnade und neben dem verbrecherischen Uebermuth der Franzosen, durch die Kraft und Gewalt deutschen Geistes und deutscher Waffen in die Geschichte eintreten: so geziemt es sich wohl, bei aller nationalen Bescheidenheit doch Werth und Würde unsers Volkes hoch zu halten.

Leisten wir in der Wissenschaft nicht weitaus das Meiste und zugleich das Schärfste und Tiefste? Ist unsere Literatur und Kunst etwa nicht ebenbürtig der französischen oder englischen oder italienischen? Sind unsere Techniker und Industriellen, unsere Kapitäns und Kaufleute, unsere Ackerbauer und Handwerker etwa weniger intelligent und fleißig als ihre Berufsgenossen bei irgend einem andern Volke? Oder werden sie nicht vielmehr ihrer Bildung und Treue wegen aller Orten gesucht, wenn sie freilich im Ausland nur die zweiten Stellen bekommen? Es ist ja bei uns eine frische Triebkraft, ein überquellender Reichthum von Arbeitskräften auf jedem Gebiete. Auch die vielen Tausende zeugen davon, die jetzt unter grausamer Plünderung und Mißhandlung aus Frankreich ausgetrieben werden. Die wissenschaftlichen Verleger in Paris werden ihre Pressen weniger beschäftigen, wenn Deutsche nicht mehr für sie arbeiten. Laßt nur einmal alle diese deutschen Kräfte, die jetzt auswandernd sich durch die ganze Welt zerstreuen,

die Vortheile der Engländer genießen, laßt die überschießende Triebkraft unserer Bevölkerung, die jetzt andere Völker düngt, sich sammeln in unsern eigenen Kolonien, und es wird wahrlich eine Freude sein, was sie in kurzer Zeit Alles zu Stande bringen.

Und unsere Heere! Hat sich die deutsche Ueberlegenheit auf militärischem Gebiet nicht mit Frakturschrift kund gegeben? Die Franzosen schlugen aller Völker Heere, wir aber schlugen die Franzosen aus Rock und Kamisol. Diese physische Stärke, diese vorzügliche Bildung unserer Offiziere und Soldaten, dieser moralische Muth, bis daß Nerven und Sehnen brechen, diese sturmfreudige Tapferkeit, diese ausdauernd geistige und körperliche Frische in endlosen Strapazen, — wo wäre denn bei andern Heeren solch ein standhafter Verein von Kriegertugenden zu finden? Dabei der ausgezeichnet glückliche Verstand in der Verpflegung so großer Heeresmassen, die Trefflichkeit ihrer Ausrüstung, die Weisheit und Energie in der Führung, das harmonische Zusammengreifen aller Maßregeln, nie das Kleinste vergessen und stets zur rechten Zeit das Größte gethan, — sind das nicht alles ebenso viel Beweise von großer Volkstüchtigkeit, von seltener Kraft und Helligkeit des deutschen Geistes? Und dabei staunen die Völker, daß unser Land noch fort und fort neue Truppenmassen aufstellt, und in Mitte des Kriegs nach einem Dutzend blutiger Schlachten unsere Heeresstärke größer ist als im Anfang. Solche unerschöpfliche Kraftfülle ist auch eine der Bedingungen, welche die Ueberlegenheit an Völkern feststellen.

Was uns bisher fehlte, war Selbstgefühl und selbstständiges nationales Handeln im großen Styl. Im Mittelalter waren die Deutschen berühmt und verrufen als die fröhlichsten Gesellschafter, die ärgsten Trinker und die stolzesten Männer. Später aber wurde die Bescheidenheit eine Art von deutschem Nationallaster. Unsere Volkseinheit war gebrochen in den großen Religionskämpfen und unser nationaler Stolz untergegangen in dem Elend des dreißigjährigen Kriegs, als alle europäischen Heere ein Jahr um das andere kamen, unsere Städte und Dörfer einzuäschern und das rüstige Volk zu erschlagen. Seitdem traf uns Verlust auf Verlust; fast all unsere Grenzlande wurden von Deutschland abgerissen oder trennten sich in fesselloser Selbstsucht. Das deutsche Volk wurde eingekeilt zwischen große Militärmächte. Auf der einen Seite drängten erobernd die Türken, dann die Russen, auf der andern Seite eröffnete Frankreich einen Raubkrieg nach dem andern. Unsere Zerrissenheit war der eine Grund unseres Unglücks, die andere Hauptquelle aber war Frankreichs Ruhm- und Raubsucht. Was wir verloren, war Frankreichs Gewinn. Die Hegemonie, seitdem sie die europäische Mitte verließ, wechselte unruhig zwischen Frankreich, England, Rußland; am stärksten und beständigsten aber blieb sie bei Frankreich.

Das hat sich in diesen Tagen hoffentlich von Grund aus geändert. Der Krieg hat die Ueberlegenheit der deutschen Heeres- und Geistesmacht der Welt kundgethan. Frankreich ist niedergeworfen, und was mehr ist, dieser Krieg hat dem französischen Volke die gleißende Tünche abgerissen und hat es offen gedeckt in seiner inneren Schwäche und Fäulniß, in seiner Unwissenheit und Barbarei. Das ist die eine Seite unsers Erfolges: Frankreich muß auf seine Vorherrschaft verzichten und seinen großen Raub an Deutschland wiedererstatten.

Allein dieser Krieg hat noch eine größere Bedeutung. Er ist der siegreiche Kampf des germanischen Geistes gegen den überhandnehmenden Romanismus. Durch die Schlachten zwischen Saarbrücken und Paris werden auch große sittliche Kulturfragen entschieden. Seit der Vernichtung der Hugenotten hat der romanische Geist des Absolutismus sich in Frankreich fort und fort gesteigert, bis er von einer Revolution in die andere stürzte. Alle christlichen Staaten mußten diese revolutionäre Epoche mit durchmachen. Gott hat das so gewollt, damit sie sich reinigten von den letzten morschen Gerüsten und Trümmern der feudalen Welt. Mit der Herrschaft dieses romanisch-französischen Geistes ist es hoffentlich zu Ende, und zwar für mehr als hundert Jahre. Ein Zeichen dessen ist auch, was jüngst in unfaßbarer Weise zu Rom geschah. Wenn ein Princip, welches bisher die Welt beherrscht hat, Abschied nimmt, so gipfelt es sich irgendwo noch einmal zu seiner höchsten Spitze, um sogleich desto bodenloser zusammenzubrechen.

Und jetzt, wo alle deutsche Siegesfahnen wehen, kommen die andern Mächte, England, Oesterreich, Rußland und Italien und möchten uns Halt gebieten und um die Früchte unserer Siege bringen. Was haben denn diese Mächte gethan, um den Krieg zu hindern? Wo haben sie nur ihren Abscheu ausgesprochen, als der große Minirer auf dem französischen Thron die empörenden Zumuthungen an den deutschen Oberfeldherrn richtete? Und als er mit einer

Frechheit ohne Gleichen den Krieg wirklich zum übereilten Ausbruch trieb, wo hat sich nur eine Hand gerührt, um uns zu helfen? Zu einer „aufmerksamen Neutralität" verbanden sich jene Mächte, d. h. zu einer stillschweigenden Billigung des französischen Raubkrieges. Wenn der Kaiser der Franzosen uns das Saarbecken und die Rheinpfalz entrissen hätte, so würden alle Mächte es mit einigem Achselzucken hinnehmen. Fordern wir aber unsere deutschen Provinzen von Frankreich zurück, dann wollen sie hindern und vermitteln und halten uns das Schreckbild des europäischen Gleichgewichts entgegen.

Was heißt denn dies europäische Gleichgewicht? Bedeutet es denn nur irgend etwas Anderes, als daß Deutschland beständig durch den Zwiespalt seiner beiden Hauptmächte gelähmt sei? Wenn diese beiden gleich stark so an einander gepaßt sind, daß sie nothwendig sich gegenseitig hindern und bekämpfen, so können die übrigen Mächte im Schatten des Gleichgewichts in Europa Herren spielen.

Weshalb sie aber wagen, uns solche Anmuthungen zu machen, ist schon öfter gesagt. Die Diplomaten stecken noch in dem altgewöhnten Glauben, das deutsche Volk sei als solches für sich nichts, es sei nur ein Gegenstand der Abwägung der verschiedenen großen und kleinen Mächte. Dabei überschleicht sie ein banges Gefühl, was der Riese in des Welttheils Mitten Alles thun könnte, wenn er seine Kräfte sammele. Sollen nun wir Deutsche uns nimmer selbst fühlen, was wir werth sind und vermögen? Sollen wir uns immer kümmern um die falschen Ansichten und Gefühle all unserer Neidharte in Europa? Nein, verfolgen wir ruhig den Siegesgang unserer Waffen! Ist Paris genommen, wird das ganze unkriegerische Volk in Frankreich nur Frieden, Frieden! schreien, Frieden unter jeder Bedingung. Dann machen wir ihnen die Artikel, wie sie lediglich für uns gut und heilsam sind. Ehe sich die andern Mächte zu identischen Noten an uns verständigen, kann Alles fertig sein, und stehen neue Kriegsheere da, ihnen anzudeuten, daß wir etwas schwerhörig geworden. Europa wird schließlich die Verkleinerung Frankreichs ebenso hinnehmen, wie es den Raub von Nizza und Savoyen und die Austreibung der Oesterreicher aus Italien hingenommen hat. Sollten die Mächte wirklich Miene machen, über diplomatische Noten hinauszugehen, nun, so zählen wir unsere und ihre Heeresstärke. Im Grunde kann nur Oesterreich gefährlich werden, und Oesterreich zu befriedigen, wird sich noch ein Mittel finden, ohne dem übrigen Deutschland eine wesentliche Last aufzubürden.

Seien wir also würdig dieser hohen Tage, die Gott vom Himmel dem deutschen Volk geschenkt hat. Zeigen wir dem verblüfften Europa, daß wir wohl wissen und kennen die alte Herrscherstellung des starken Centralvolkes. Wenn das Herzvolk frische gesunde Kräfte durchwallen, werden sich auch die Uebrigen nicht so schlecht befinden. Wahrheit und Natur siegen immerdar, darum keinen Schritt zurück vor den Drohungen der fremden Mächte, und alle Uebel, die sie uns anthun könnten, werden sich bald in Dunst und Nebel auflösen. Die Ströme des edelsten deutschen Blutes, die in und um Elsaß und Lothringen geflossen sind, flossen nicht für einige Silberpfennige. Die deutsche Diplomatie wird ihre Schuldigkeit thun, und so flink und rasch wie die deutschen Heere.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.